



Inhalt: Der Kaiser als Recrut. Von George Hefekiel (mit Illustration von Paul Bürde). — Ueber den methodischen Handarbeitsunterricht in der Mädchenschule. Von Luise Bächner. (Schluß). — Aus der Kinderstube. Von Friedrich von Strabach. — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pfau (mit Abbildungen). — Die Gesandtin August's des Staren. Historische Skizze von George Hilll. (Fortsetzung). — Das ist die Stadt Wien. Von P. von Rabies. — Eine Chioggiotin. Illustration von Ludwig Passini. — Das russische Künstlerpaar Karatkin. Von Karoline Bauer. — Die Mode. Von Veronika von G. — Wirtschafteplaudereien (mit Abbildungen). — Auflösungen der Buchstaben-Räthsel Seite 68. — Räthsel. — Rebus. — Correspondenz.

Der Kaiser als Recrut.

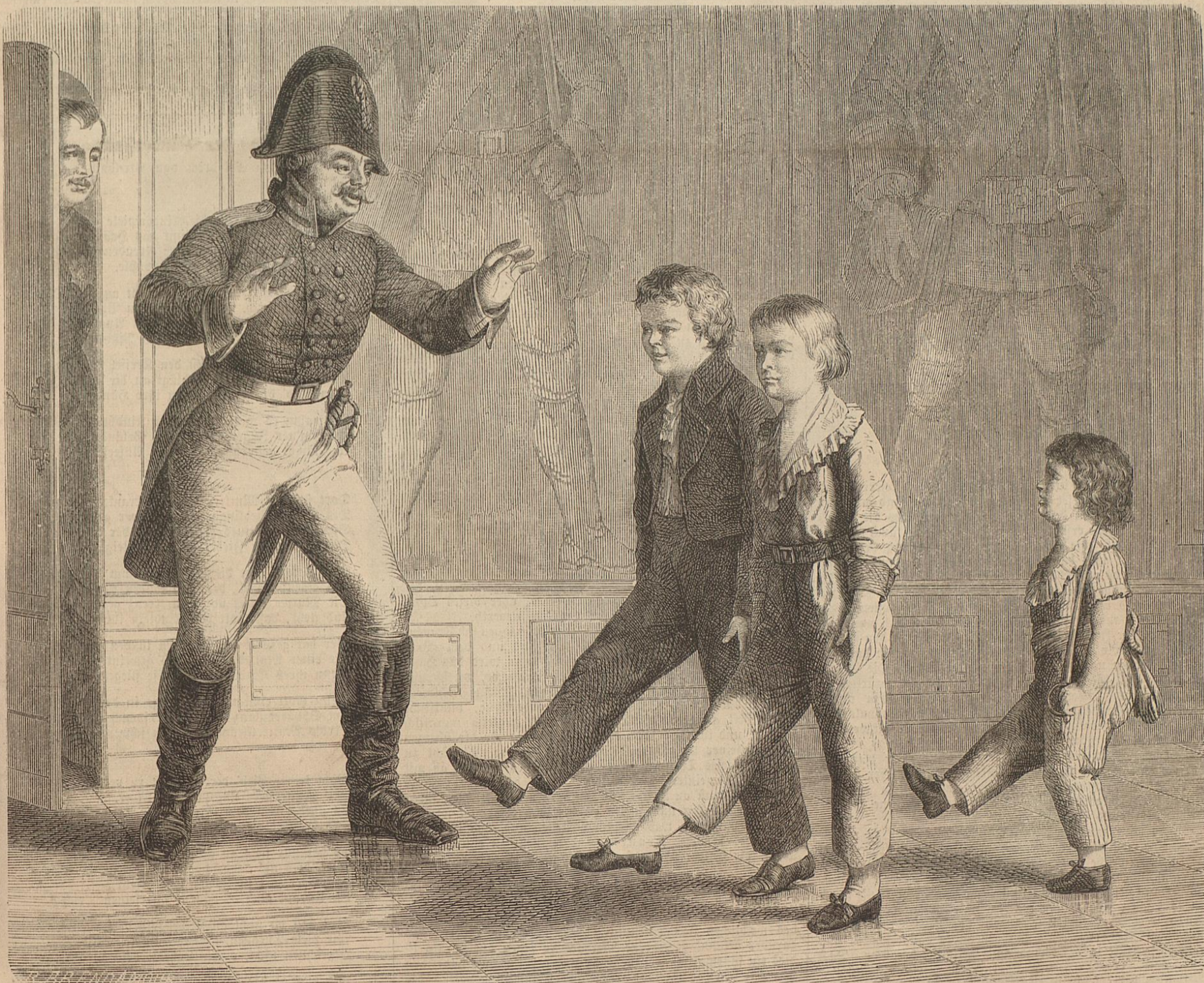
Von George Hefekiel.

In Preußen sind seit der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten und der Königin Luise (16. November 1797) eine Reihe von Bildern, meist sehr anspruchslos in Steindruck, mit Unterschriften erschienen, welche Scenen aus dem königlichen Familienleben darstellten. Es waren das keine Illustrationen der banalen Bewunderungs-

phrasen, noch weniger waren sie von der Schmeichelei erionnen, sondern es waren einfache Zeichen des tiefen Eindrucks, welchen das königliche Familienleben und die königliche Kinderstube auf die damalige Gesellschaft machten, die zum Theil in altfranzösische Unsitte verfallen, zum Theil in verkünstelte Bornehmthuerei fehlgegangen, in einem schreienden Gegensatz stand zu der edeln Einfachheit des königlichen Hauses.

Wie ein frischer, gesunder Hauch vom Berge wehete die reine Luft vom Throne herein in die dicke Atmosphäre, die vom Duft des Puders à la marechale geschwängert war. Wir erinnern uns manchen lieblichen Bildchens aus jenen

Tagen, von denen sich nur wenige noch erhalten haben mögen. Auf dem einen saß der König in Uniform auf einem Sopha Hand in Hand mit der einfach in Weiß gekleideten Königin Luise. Den freien Arm hatte die Königin um die kleine Prinzess Charlotte (später die Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland) geschlungen, die sich kindlich anmuthig an die Mutter schmiegte, während der König den neben ihm stehenden Kronprinzen hielt, welcher eine Adlerfahne und einen Säbel mit heldenhafte Knabenhafter Geberde schwang. Die Unterschrift pries, daß König und Königin sich noch Mann und Frau nannten, daß ihre Kinder ihr Stolz und ihre



Der Kaiser als Recrut. Originalzeichnung von Paul Bürde.

Freude seien, kurz — es war eine Verherrlichung des einfachen Familienlebens.

Ein anderes Bildchen enthielt den Weihnachtsbaum zu Königsberg und die königliche Familie darum; der Bazar hat es vor einigen Jahren in anmuthiger Nachbildung seinen Lesern mitgetheilt.

Das Bild, von dem wir hier besonders reden, gibt eine Exercirstunde der königlichen Kinder. Vielleicht ist es im Sommer oder auch im Jahre vor der Unglückschlacht bei Jena, wo Preußen so schwer, aber keineswegs so schmachvoll, wie die Gedankenlosigkeit so oft gesagt, sondern im Gegentheil höchst ruhmvoll fiel. Die Scene ist in dem großen Vorzimmer der einfachen königlichen Wohnung im Schlosse zu Charlottenburg, wir erkennen es an den halb sichtbaren riesigen Grenadierbildern, welche König Friedrich Wilhelm der Erste zu malen pflegte, wenn er von Podagra und Gichtschmerzen gefoltert wurde. Jene Wohnung im Charlottenburger Schlosse ist es, welche das Andenken an die unedelste und erbärmlichste Rache Napoleon's bewahrt. Als der große Kaiser, der echte Parvenu, nach Charlottenburg kam, verlangte er ausdrücklich im Bett der Königin Luise zu schlafen. Und er that es. Als die Königin zurückkehrte, richtete sie sich ein anderes Schlafzimmer, ganz am Ende der Zimmerreihe, ein; der Alcoven aber mit dem Bett, in welchem der Emporkömmling geschlafen, ist immer noch erhalten; auch ein Denkmal Napoleon's.

Die Figur des Bildes, welche sofort in die Augen springt, ist der Exercirmeister, Unterofficier Bennste in *) vom Bataillon Garde in der vollen Uniform der Garde von damals, und wer wollte sich wundern, daß der Mann in so mächtiger Action begriffen? Denn solche Recruten hat selten ein Exercirlehrer vor sich gehabt; den König Friedrich Wilhelm den Vierten von Preußen und unsern König Wilhelm, den deutschen Kaiser!

Der Kronprinz trägt ein blaues Jäckchen und ein Hemd mit schmaler weißer Krause, weiße Höschen und Strümpfe und Schuh; sein Antlitz hat etwas versteckt Lustiges, als mache er sich innerlich ein wenig lustig über den Eifer des Lehrers, aber der Ernst der Beschäftigung hat ihn doch ergriffen.

Ganz anders der Recrut neben ihm; Prinz Wilhelm nimmt die Lektion ganz ernsthaft, und höchst ergreifend sieht das anmuthige Kindergeßicht in seiner knabenhaften Würde drein. Noch trägt der zukünftige Kaiser Deutschlands ein Habit, bei dem die Hose an das Leibchen geknüpft ist, ein lederner Gürtel bezeichnet die Taille, um den bloßen Hals spielt ein Spitzentragen, aber stramm ist die Bewegung, preußisch knapp der Schritt, und Wilhelm ist mit ganzer Seele dabei.

Aber wir wollen auch des dritten Recruten nicht vergessen, zumal da derselbe anscheinend ein Freiwilliger ist, Prinz Karl marschirt, tapfer den Säbel in der kleinen Faust, lustig hinter den „großen Brüdern“ her. Er muß ja doch Alles nachmachen, was er die großen Brüder thun sieht, er lernt nicht von dem Unterofficier, sondern von den Brüdern, und genau ahmt er die energischen Bewegungen des Bruders Wilhelm nach; er konnte sich kein besseres Vorbild wählen. Aber bei ihm ist Alles noch Spiel, ein helles Lachen steht auf dem glücklichen Kindergeßicht.

Das Anmuthigste aber auf dem Bildchen dünkt uns der glückliche Vater, der hinter dem Exercirmeister in die Scene blickt, der ernste Friedrich Wilhelm als Vater in vollster Befriedigung.

Alle Recruten, auch der freiwillige, thun im vollsten Maße ihre Schuldigkeit; nicht nur der Unterofficier und der König, die doch auch was von der Sache verstehen, sind zufrieden, sondern auch die auf unserm Bilde nur halb sichtbaren Grenadiere an der Wand, die Riesengrenadiere von Friedrich Wilhelm I. haben ihre Freude daran, und die „Schwerenöthler“ verziehen gewiß ganz reglementwidrig ihre großen Geßichter zu einem süß-grimmigen Lächeln, ungeßähr so, als wollten sie eben den Lieblingsgesang des alten Dessauers anstimmen; „unseres lieben Herrgotts Dragonermarsch“, wie er ihn nannte: „ça done, ça done, so leben wir, so leben wir alle Tage!“

Ueber den methodischen Handarbeitsunterricht in der Mädchenschule.

Von Luise Büchner.
(Schluß.)

Wir hoffen nun in dem Vorstehenden der Leserin, und vielleicht auch dem Leser ein möglichst getreues und nicht zu ermüdendes Bild von dem gegebenen zu haben, was die Schallensfeld'sche Methode erstrebt, haben zugleich wohl auch Manche davon überzeugt, wie eine allgemeine Einführung derselben, wenn auch hie und da mit Modificationen verbunden, nur in hohem Grade nützlich und wünschenswerth sein kann. In den Mittel- und höheren Töchterschulen unseres Vaterlandes kann und wird voraussichtlich eine durchgreifende systematische Reform des Handarbeitsunterrichts in der That auch nur noch eine Frage der Zeit sein; anders stellt es sich mit den Volksschulen, und wir haben die Schwierigkeiten, welche dort erwachsen werden und müssen, bereits angedeutet. Die Frage, um die es sich hierbei hauptsächlich handelt, ist natürlich — wie immer und überall — die Geldfrage. Ein obligatorischer Handarbeitsunterricht in jeder Mädchenschule setzt natürlich eine Lehrerin voraus, während bis heute, mit wenigen Ausnahmen, der ganze Volksunterricht Deutschlands in den Händen von Männern liegt. Man beginnt zwar hier und dort die Ausbildung weiblicher Volkslehrerinnen, aber bis sie in großer und durchschlagender Zahl nicht allein erzogen, sondern auch angestellt sind, dürfte doch noch eine längere Zeit vergehen, als wünschenswerth erscheint.

Man wird zuvörderst sein Augenmerk darauf zu richten haben, eine möglichst große Anzahl von Handarbeitslehrerinnen zu erziehen, welche dann auf dem Lande, wie in der Stadt, den männlichen Lehrern zur Seite gestellt werden können. Ein solches geschieht bereits in sehr ausgedehnter Weise durch den Badischen Frauenverein. In der Karlsrüher Luiseuschule werden jährlich eine Anzahl von Lehrerinnen methodisch ausgebildet, welche die Landgemeinden dahin schicken und ihren Aufenthalt in der Schule auch theilweise vergüten. Doch

ist es damit allein noch nicht gethan. Die Lehrerin muß dann auch ihren festen Jahresgehalt beziehen und dafür aufzukommen mag allerdings einer Menge von armen Dorfgemeinden unmöglich sein. In Preußen, wo man, wie vorhin erwähnt, in vielen Kreisen auf dem Verordnungswege den Handarbeitsunterricht obligatorisch gemacht hat, muß dies Gesetz oft nur ein leerer Schall bleiben, weil, wenn auch die Lehrerin da wäre, doch die Besoldung dafür fehlte. Man hilft sich damit, daß man irgend ein Bauernmädchen, welches etwas geschickter ist, als seine Umgebung, zur Lehrerin macht und läßt sie, wie auch vielfach an anderen Orten, den Unterricht nur im Winter erteilen, weil im Sommer die Zeit dazu fehlt. Was bekommt aber solch eine Lehrerin? Nun, in den Gebirgsdörfern der Eifel z. B. zehn Thaler im Jahr; in Oberhessen sind fünfzehn bis zwanzig Thaler gleichfalls das Höchste, was in kleinen Gemeinden gezahlt werden kann; und wenn auch einer solchen Lehrerin hie und da eine aufopfernde Pfarverin zur Seite steht, machen es deren eigne Verhältnisse in der Regel nur selten möglich, sich auch noch für die Gemeindefinder zu opfern. — Man sieht, dem von uns so heiß ersehnten Reichsgesetz müßte sich ein Procentsatz im Reichsbudget zugesellen, aber wir glauben kaum, daß solches Geld — eine verhältnißmäßig geringe Ausgabe — auf eine bessere und lohnendere Weise für das Gesamtwohl angelegt werden könnte.

Der Gehaltsfrage für die Lehrerin gestellt sich dann noch die Auslage für das Material bei. Man braucht Baumwolle, Leinwand, Zwirn, Nadeln u. s. w. Dies müßte überall da, wo der unentgeltliche Unterricht eingeführt ist, gleichfalls unentgeltlich geliefert werden, gerade so, wie die Schiefertafeln, Schreibhefte und Fibeln. Wir glauben, es wird den Lesern, die uns bis dahin gefolgt, von Interesse sein, wenn wir genau detailliren, wie hoch sich die Kosten für ein Schallensfeld'sches Assortiment berechnen.

Vorerst haben wir zu bemerken, daß sich der Preis für ein fertiges Assortiment, wir wir solche nun schon oft von unseren Fortbildungsschülerinnen auf auswärtige Bestellungen hin haben ausführen lassen, auf circa zehn Thaler beläuft, da selbstverständlich den Mädchen ihre Arbeit vergütet wird; die Auslage für das Material allein stellt sich ungleich geringer. Wir berechnen dies ziemlich genau auf einen und zwei Drittel Thaler, wobei zu bemerken, daß vom besten Material genommen wird, und bei Kindern immer Einiges durch Unachtsamkeit und Ungeübtheit unbrauchbar wird. — So hoch also stellt sich für Eltern, welche die Schulauslagen selbst bezahlen, der nominelle Werth des „Handbuches“, welches ihre Kinder in der Schulzeit arbeiten — fürwahr, ein geringer Entgelt für solch reichen Nutzen, den es gewährt, und der auch gewiß nicht beanstandet wird.

Den geringen Klassen ist damit schwerer beizukommen. Die halten jeden Pfennig, den sie für solche Dinge ausgeben sollen, namentlich wenn kein directer Nutzen daraus erwächst, für Luxus, und man gibt den Kindern, wo es denn doch einmal sein muß, das erbärmlichste Zeug mit in die Schule. — Aufgezogene Wolle, alte Lappen oder auch gar Nichts — da muß freilich die Schallensfeld'sche Methode die Segel streichen. Darum kann dieselbe nur dann wirksam eingeführt werden, wenn die Lehrerin das Material im Großen anschafft, wodurch sich überdies noch eine Preisermäßigung ergibt, und jedem Kind seinen Antheil zuzieht. An Mittel- und Töchterschulen vergüten es selbstverständlich, wie schon gesagt, die Eltern, an Volksschulen die Gemeinden, und um dies auch den Aermsten möglich zu machen, glauben wir, daß man an Dorfschulen, wo es sich eben nicht anders machen läßt, ganz gut eine Modification der Methode eintreten lassen.

Wenn man das Beste nicht haben kann, so muß man sich einstweilen mit dem Erreichbar Guten begnügen, und dieses erreichbare Gute würde eben darin bestehen, daß man die Schülerinnen auf das Musterstickband, die Strümpfe, das Nähtuch, das Stopftuch und die Papiermodelle beschränkt. Ein Streifen Stramin, um ein einfaches Alphabet zeichnen zu lernen, ließe sich am Ende auch noch aufbringen. Das Nähtuch kann auch noch etwas weniger kostspielig beschafft werden, wenn man anstatt einer ganzen Elle Leinwand nur drei Viertel Elle nimmt, um so mehr, als gerade auf dem Lande die Mädchen noch eher, als in der Stadt im Besitz grober Leinwand sein werden, die sie dann in der Schule für sich verarbeiten können. Ein dergestalt reducirtes Assortiment würde sich nun ungleich billiger stellen; auf ungeßähr zwei Drittel Thaler oder zwei Mark für ein Kind.

Zwei Mark! Sollte sich dies in Deutschland, wo man fünf Milliarden erobert hat, für die Mütter der künftigen Generationen nicht erschwingen lassen? Nehmen wir an, eine Volksschule werde von fünfzig Mädchen besucht, so wären dies hundert Mark, die sich aber auf einen Zeitraum von sechs bis acht Jahren vertheilen. Nach unseren statistischen Tabellen ließe sich dann leicht herausrechnen, wie hoch sich im Ganzen das Opfer belaufen würde, welches man einem Theil der weiblichen Bevölkerung zu bringen hätte, aber dieses Opfer ist in Wahrheit jeden Schweißes der Edeln werth.

Erst auf eine solche Erziehungsgrundlage lassen sich Frauenindustrien gründen, welche einträglich sind und dem Wohl der Familie nicht zu nahe treten. Erst dann wird das Haus des Arbeiters und des Landmanns ein reinliches, wirtschaftliches und wohlthätiges Ansehen erlangen, wenn tüchtigere Frauen darin walten, denn das an ordentliche, pünktliche Handarbeit gewöhnte Kind wird dadurch zugleich moralisch erzogen, und ihm der Sinn erschlossen werden für die übrigen Mängel seiner Umgebung. Doch vertiefen wir uns nicht zu sehr in dieses Thema, schließen wir dieses Kapitel ab mit dem wohlgemeinten Stoßheuser: Die ganze weibliche Volksschule muß an Haupt und Gliedern neu organisirt, ihren wirklichen Zwecken und Zielen entsprechend reformirt werden, wenn es mit dem, was wir im weitesten und auch im besten Sinne des Wortes: Frauenfrage nennen, zu einer erfreulichen, die Cultur allgemein fördernden Lösung kommen soll.

III.

Am den Zweck unserer Darstellung ganz zu erfüllen, bleiben uns nur noch einige Worte über die Vervollständigung des weiblichen Handarbeitsunterrichts und eine andere, uns darüber bekannt gewordene Methode zu sagen übrig. Es ist dies ein systematisch geordneter Leitfaden für Schule und Haus von Susanna Müller (Herisau, Commissionsverlag der Meißel'schen Buchhandlung).

Auch diese Methode ist mit großem Fleiß und an die

Schallensfeld'sche erinnernd ausgearbeitet; wir müssen aber der letzteren in Bezug auf Klarheit, Faßlichkeit und Einfachheit entschieden den Vorzug geben. Für den eigentlichen Schulzweck ist sie ganz gewiß vorzuziehen, schon darum, weil sie den Handarbeitsunterricht nicht nur um seiner selbst willen, sondern mehr noch als ein allgemeines Bildungs- und Erziehungsmittel darstellt. Mit unserm Urtheil stimmt dasjenige kompetenter Lehrerinnen überein, und fast will es uns bedünken, als ob Susanna Müller mehr theoretisch, als praktisch gearbeitet habe, und nicht selbst Lehrerin an einer größeren Schule gewesen sei.

Eigenthümlich ist bei ihr das Verfahren, daß sie das Stricken erst mit dem neunten Jahre beginnen will, dann folgt unmittelbar das Nähen am Mustertuch, diesem wiederum das Formenstricken, was in gewissem Sinne das fehlende Häkeln ersetzt, und daran schließt sich ein geometrischer Curus, der an und für sich gewiß in hohem Grade gerechtfertigt ist, jedoch eigentlich auf ein anderes Schulgebiet gehört und ganz gewiß zweckmäßiger mit dem Zeichenunterricht verbunden würde, wie dies bei uns schon in jenen Schulen geschieht, wo dieser Unterricht nach der Kumpja'schen Methode erteilt wird. Man ersieht schon aus diesem einen Beispiele, daß diese Methode für unsere gegenwärtige Volksschule viel zu complicirt sein würde, aber — denn mit dem Gesagten ist auch unser negativer Tadel vollständig erschöpft — das Buch von Susanna Müller ist ganz gewiß sehr nützlich und wohl verwendbar, als Handbuch für Lehrerinnen an Industrie- und weiblichen Fachschulen. Wenn man es da anschafft, wo Rosalie Schallensfeld aufhört: zur Vervollständigung des Unterrichts in weiblichen Handarbeiten, oder um die Mädchen für besondere Industriezweige heranzubilden, wie das Anfertigen von gestrickten Bekleidungsgegenständen aller Art, das Kleidermachen, Anmessen, Zuschneiden u. s. w., da wird diese Anleitung den Kreis höherer weiblicher Geschicklichkeiten wirksam zu Ende führen helfen. Auch mag in solchen Fällen und bei solchen Schulen, wie wir sie vorhin genannt, der geometrische Curus ganz an seinem Platze sein und dankbare Schülerinnen finden.

Die Müller'sche Darstellung selbst ist klar, fließend und verständlich, bedarf aber doch sicherlich, wie schon gesagt, zur Auslegung und Weitergabe einer geschulten Lehrerin. Daß die Schülerinnen sich das Gelernte durch eigene Notizen fester einprägen sollen, kann auch nur als zweckmäßig bezeichnet werden, setzt aber wiederum schon ziemlich verständige Mädchen voraus.

Jedenfalls wünschen wir dem in seiner Art sehr verdienstvollen Buche, welches gegenwärtig ins Kupfische überseht wird, und auf Veranlassung der Königin von Württemberg, von Lehrerinnen geprüft, in württembergischen Schulen eingeführt werden soll, auch Anerkennung im übrigen Deutschland und ein schönes Nebeneinander mit dem Schallensfeld'schen Werke, beiden aber und dem, was sie erstreben, jene allgemeine Berücksichtigung, ohne welche das weibliche Geschlecht, ob hoch oder niedrig geboren, sich niemals erfolgreich auf eine höhere Entwickelungsstufe im Ganzen und Großen erheben wird.

Aus der Kinderstube.

Von Friedrich von Strabady.

1.

Es liegen hinter mir die Kinderstühle
Gar weit, und schon beginnt das Haar zu grauen,
Doch mag ich gern noch ihre Freuden schauen,
Der Kinderstube fröhliches Gemüth.

Wenn dort ein Knab' sich schaukelt auf der Diele,
Den Säbel hoch, mit aufgezog'nen Brauen,
Wenn dort ein Mädchen mit dem Aug', dem blauen,
Die Puppe bettet in die weichen Pfühle,

Wenn jene dort mit Lust den Kreisel drehen,
Und dieser seinen Ball schlägt an die Wände,
Zum Rad' die andern einen ihre Hände:

Da mahnt es mich wie eig'ner Kindheit Wehen,
Wie eig'ner Jugend blühendes Gelände,
Wie längst gestorb'ner Freuden Auserstehen.

2.

Dort sitzt die Mutter, auf das Krankenbette
Des blaffen Lieblings kammerschwer gebeugt,
Sie zählt an seines Pulses glüh'nder Kette,
Die ruhelos im Fieber sinkt und steigt:

Sein Athem hebt die Schwingen, um die Wette
Mit einem Vogel, der nach Süden flucht,
Die Mutter kniet vor dem Kreuz geneigt
Und fleht, daß Gott das Kindlein ihr errette.

Wer hat gezählt die Thränen in den Nächten,
Die einer Mutter Augen still geweint,
Wenn ihres Kindes Fieberpulse fliegen?

Wenn Gott einst mit der Wage in der Rechten
Zm Sphärenklang zum Richterspruch erscheint,
Sind's Mutterthränen, die am schwersten wiegen

3.

Wohl keiner Lieb' der Welt ist zu vergleichen
Der Mutterliebe ungemess'nes Meer,
Es fluthet von dem Strand' der Wiege her
Und brandet bis zum Sarg der Kinderleichen;

Es hat nur stets zu geben, stets zu reichen,
Wird doch nie ausgeköpft, doch niemals leer,
Es woget fort in ew'ger Wiederkehr,
Ob Undank auch es dämmt mit seinen Deichen.

Was hast du nicht an Liebesgold verschwendet,
Wie viele Thränen, Opfer, Kämpfe, Siege
Bezeichnen nicht, o Mutterherz, dein Lieben,

Und was ist dir am Ende denn geblieben,
Wenn deine Liebesarbeit du vollendet? —
Ein leeres Haus und eine leere Wiege.

*) Ann. d. Verf. Er ist als Lieutenant der Garde-Invaliden-Compagnie zu Potsdam in hohem Alter gestorben. Als Anstaltsfunktionär auch noch der Unterofficier Alexi vom Regiment von Moskendorff.

Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

XV.

Die Wiener Lederarbeiten zeigten einen großen Aufwand künstlerischer Bemühungen; namentlich waren kostbare Bücher-einbände, mit reich eiselirten, emailirten und inkrustirten Metallverzierungen in Masse vorhanden. Es mag dies für einzelne monumentale Buchrücken, die als Festgeschenke und Erinnerungsmale eine besondere Kategorie bilden, nicht ganz zu verwerfen sein; aber im Ganzen macht ein solch eingepanzertes Buch einen ungemüthlichen Eindruck, fast wie eine Festung, die nicht ohne allerlei Präliminarien die Thüre öffnet. Die Ledermosaik und die Handvergoldung entsprechen dem Charakter des Gegenstandes weit besser, und hier waren es namentlich die Arbeiten von Wunder und Kölbl in Wien, die sich durch Einfachheit, Geschmack und tüchtige Ausführung hervorhoben.

Die Ledermosaik wird auf folgende Weise gefertigt: Nachdem dieselbe Zeichnung auf die beiden Leder von verschiedener Farbe gebracht ist, wovon das eine den Grund, das andere die Einlage bilden soll, werden die Umrisse mit der größten Genauigkeit ausgeschnitten. Hierauf wird der Grund auf der Unterlage befestigt, und das frei ausgeschnittene Ornament in die offenen Stellen eingesetzt. So einfach jedoch das Verfahren aussieht, erfordert es nichtsdeweniger eine sichere und kunstgeübte Hand, um überall den festen Anschluß der Conturen zu bewirken, so daß das Ganze erscheint wie aus einem Stücke. Der Buchdeckel (Abb. Nr. 1) ist eine solche Mosaik ohne alle weitere Verzierung, bloß Ton in Ton, von hell- und dunkelgrauem Kalbleder hergestellt. Wunder und Kölbl haben auf diese Art nicht nur die reichsten Renaissanceornamente, sondern auch figurliche Darstellungen von großer Feinheit, sowohl in Schattenriß, als mit zeichnerischer Uebersetzung der hellen Einlage ausgeführt. Wir ziehen jedoch einfache ornamentale Muster für unsere Abbildungen vor, da im Holzschnitt eine figurliche Ledermosaik sich von irgend einer andern Zeichnung durch Nichts unterscheiden würde, und überhaupt, trotz aller Kunstfertigkeit, diejenigen Arbeiten immer die schönsten sind, welche den Charakter einer Technik am entschiedensten ausprägen.

Eine weit stoff- und kunstgerechtere Bereicherung der Decoration, als durch Herbeiziehung höherer Kunstgebiete, wird durch die Vergoldung aus freier Hand, vermittels der messingenen Filetstempel, erzielt, welche das Ornament mit Goldlinien einfaßt, manchmal auch vervollständigt und weiterführt. Diese Goldverzierungen werden zuerst mit dem heißen Stempel vorgezeichnet, dann mit Eiweiß präparirt, mit Blattgold belegt, und nun mit der größten Vorsicht und Genauigkeit vermittels des erhitzten Instrumentes nachgedruckt. Das überschüssige Gold wird mit Watte weggewischt. Die Arbeit ist um so schwieriger, als das ausgelegte Metallblättchen die Conturen verfleckt; aber die so hergestellten Vergoldungen überdauern Jahrhunderte.

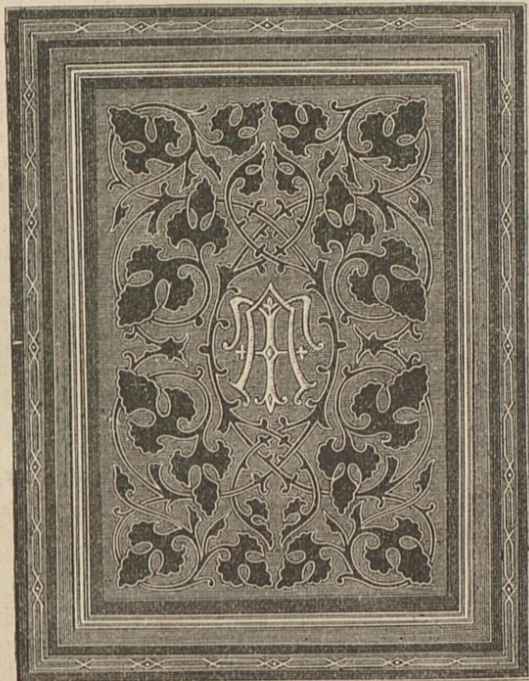
Der längliche Albumdeckel (Abb. Nr. 2), der aufrechte Albumdeckel (Abb. Nr. 3) und das Handschuh-Etui (Abb. Nr. 4) sind solche Muster mit vergoldeter Linieneinfassung von meisterhafter Arbeit. Das Ornament ist schwarz auf rothem Grunde. Der Deckel eines Schmuckkästchens (Abb. Nr. 5), der übrigens eben so gut als Buchdeckel figurirt, hat ein Ornament von mattschwarzem Zuchten auf einem Grunde von braunem Chagrin. Die Mittelfigur, sowie einige kleine Blättchen bestehen aus weißem Kalbleder. Hier spielt die Vergoldung eine größere Rolle, indem sie nicht nur das Ornament einrahmt, sondern einige Stellen selbstständig decorirt und namentlich als Ranke oder Stiel die einzelnen Theile der Verzierung mit einander verbindet. Die meisten der Zeichnungen sind von F. Wunder, der Deckel Nr. 3 jedoch ist von A. Töpfer entworfen.

ner Bücher ergriffen, er blätterte darin herum, der Schlaf floh seine blöden Augen, er warf die Bücher bei Seite und doch nahm er wieder ein neues. Als er den Deckel öffnete, blickte er auf das zierlich gemalte Titelblatt, es trug die Inschrift: „Galerie des beautés“.

Der König lächelte matt, er wendete die Blätter um, auf jedem derselben fand er das von Künstlerhand meisterhaft ausgeführte Porträt irgend einer schönen Frau, es war ein illustriertes Verzeichniß all jener Schönen, die einst — auf mehr oder minder lange Zeit — des Königs Herz besaßen. Die Hände August's zitterten, er hatte schon eine Anzahl dieser Erinnerungsblätter umgewendet, da plötzlich stieß er einen tiefen Seufzer aus, seine Finger umklammerten das Buch fast krampfhaft, er hob es noch näher zum Auge empor, das auf dem jetzt entfalteten Bilde haftete.



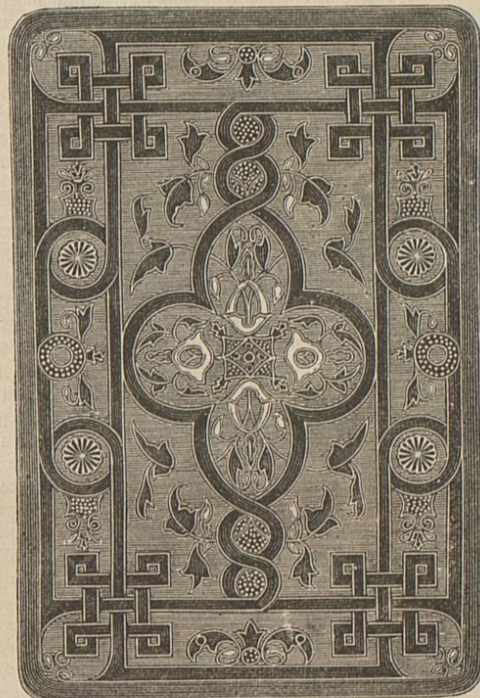
Nr. 1. Buchdeckel (ohne Vergoldung).



Nr. 3. Albumdeckel.



Nr. 4. Handschuhetui.



Nr. 5. Deckel eines Schmuckkästchens.



Nr. 2. Dueralbumdeckel. Ledermosaik mit Handvergoldung, von Wunder und Kölbl in Wien.

Es zeigte die edlen und schönen Züge einer Dame, die, nach dem Porträt zu urtheilen, etwa zweiundzwanzig Jahre zählen mochte. Unter dem Bilde war der Name „Aurora“ zu lesen.

August's Gesichtszüge verriethen eine lebhaft bewegte, seine Lippen zuckten wie im Schmerze. „Sie — sie war es — sie war die Morgenröthe meines Glückes,“ flüsterte er. „Wie schnell ist sie verschwunden — es ist Nacht um mich geworden.“ Er warf dieses Buch nicht von sich, er legte es sanft auf den Tisch, so daß das Bild offen, von dem Scheine der Kerzen hell beleuchtet blieb, dann erhob er sich und zog die Glocke.

Auf ihren Ruf öffnete sich die Thür. Der Graf Löwenhaupt trat ein.

„Ah,“ sagte der König, „Ihr seid noch hier? Ihr wachst noch immer?“

„Euer Majestät werden nicht denken, daß Dero Diener

schlummern, wenn Sie selbst voll Sorgen wach bleiben,“ antwortete der Graf.

„Voll Sorgen, Löwenhaupt,“ seufzte der König, „Ihr habt Recht, die Sorgen sind des Schlummers schreckliche Feinde, ich weiß nicht, was ich beginnen soll. Diese tolle Prophezeiung eines Feindes hat mich zum Nachtwandler gemacht.“

„Sagen Sie lieber eines Freundes,“ wendete der Graf ein. „Es ist eine wohlgemeinte Warnung gewesen. Sie rieth Ihnen Frieden mit dem Bedränger zu machen.“

„Um, Sie haben Recht, auch Sie leiden.“

„D, Sire —“

„Leugnen Sie nicht. Sie sind ein Unterthan Karl's von Schweden, Ihre Güter liegen in seinen Staaten. Als Karl den Befehl an alle im Auslande weilenden Schweden erließ, sofort heimzukehren, wenn sie nicht ihrer Güter und Besitzungen verlustig gehen wollten, waren Sie Einer der Wenigen, welche dem Rufe nicht Folge leisteten. Sie blieben bei mir, Sie hielten treu aus, das wird Karl Ihnen nicht verzeihen.“

Löwenhaupt senkte den Blick. „Ich muß es ertragen,“ sagte er. „Ich leide gern für Sie, aber eben deshalb, Sire, glauben Sie nicht, daß es der Verlust meiner Güter ist, der mich allein besorgt macht. Ihr Schicksal beunruhigt mich nicht weniger.“

August preßte die Hand auf seine mächtige Brust. „Was soll geschehen?“ fragte er.

„Sie müssen eine Gelegenheit finden, dem Könige von Schweden den Frieden anzubieten,“ antwortete Löwenhaupt mit fester Stimme.

„Ich habe daran gedacht, mein Freund, ich bin entschlossen dazu — aber es hält schwer — sehr schwer, jenem Jungurtha des Nordens nahe zu kommen. Sie wissen, wie er sich absperrt. Ein Gesandter würde die rauheste Behandlung erfahren, und dann,“ fuhr er fast lispelnd fort, „bedenken Sie, welch tiefes Geheimniß eine solche Sendung umhüllen

müßte. Ein Mal nur dürfte man von meiner Sendung erfahren — und Alles wäre verloren. Ich weiß, daß die polnische Republik auf eigene Hand mit Schweden Frieden machen will, um mich aus dem Concert zu schließen — und was würde der Czaar Peter, mit dem ich in Unterhandlungen stehe, sagen, ersähre er, daß ich hinter seinem Rücken mit den Schweden negociire? — Sie sehen, ich bin in schlimmer Lage. Noth treibt mich, die Versöhnung mit Karl zu suchen — drohende Gefahr, meine letzte Hilfe vernichtet zu sehen, hält mich ab davon. Wer wagte es, jenem Schweden zu nahen, und wer ist es, der ohne Auf-

sehen bis zu ihm dringt?“

Graf Löwenhaupt war bei seinem Eintritte schon in einer gewissen Unruhe gewesen, welche zu bemerken der König nur durch eigene Erregung verhindern ward. Jetzt, nach August's letzten Worten, schien der Graf erleichtert. Er trat einige Schritte näher — er fuhr betroffen ein wenig zurück, als seine Blicke auf das noch geöffnete Album gefallen waren. August beobachtete ihn. „Ja — ja,“ sagte er, „Sie scheinen verwundert darüber, dieses Bild hier vor mir liegen zu sehen. Es ist in erstem Momente wieder unter meine Hand gekommen. Es war eine schöne, glückliche Zeit, als Ihre Schwägerin Aurora von Königsmark mich liebte.“

Löwenhaupt war der Gatte der Schwester Aurora's, deren Bild August so wehmüthig betrachtete hatte. „Liebte?“ sagte jetzt der Graf mit ruhigem, fast vorwurfsvollem Tone, „meine schöne Verwandte liebt Euer Majestät noch heute. Ist sie nicht die Mutter Ihres Sohnes? hat sie nicht stets eingedenk der Pflichten gegen Eure Majestät gehandelt?“

„Ja, wahrlich!“ rief August. „Sie trat zurück, als ich — als ich —“

Der König suchte verlegen nach einem Worte, welches sein Verfahren bezeichnen sollte. „Genug davon,“ wendete er plötzlich ein. „Sie ist mir fern, wie alles Gute.“

Löwenhaupt nahm jetzt eine freiere Haltung an. „Nein Sire,“ begann er, „Sie irren. Wenn Sie Aurora von Königsmark, die Sie einst zur Gebieterin über Ihr Herz gemacht hatten, fern von sich glauben, wenn Sie diese Entfernung bedauern, dann vernehmen Sie: daß die Gräfin hier in Ihrer Nähe weilt.“

August fuhr fast erschrocken auf. „Wie? was sagen Sie? Aurora wäre hier? hier in War — in meiner Nähe?“

„Es ist so. Die Gräfin traf heute bereits in der Frühe in Warschau ein.“

„Und ich sah sie noch nicht?“

„Ich zögerte, Sire, die Ankunft der Gräfin zu melden. Ich wußte in der That nicht, in welcher Weise ich die Vorstellung bewirken sollte. Die Anwesenheit der Gräfin dürfte so mancher Dame nicht willkommen sein.“ August winkte unwillig mit der Hand. „Und dann,“ fuhr der Graf fort, „ich

Die Gesandtin August's des Starken.

Historische Skizze von Georg Hill.

(Fortsetzung.)

In Gedanken der schwärzesten Art verjunken saß er vor dem Marmortische, den zahlreiche Papiere, glänzende Nippesachen und kostbar eingebundene Bücher bedeckten.

Letztere enthielten viele trefflich ausgeführte Kupferstiche, die Theaterstücke Molière's mit den Bildern, welche einzelne Scenen darstellten, und dergleichen mehr.

Mechanisch saß hatte der König eins und das andere je-

konnte nicht wissen: ob Euer Majestät eine Erinnerung von früheren besseren Zeiten willkommen sein werde, jetzt — wo der Ernst des Lebens sein starres Antlitz zeigt."

"Aber wie konnten Sie glauben?" fiel der König ein. "Ich bin der Mutter meines Sohnes, der edlen Dame, der Pröbstin von Queblinburg, jede Rücksicht schuldig. Ich will — ich muß Aurora sehen."

"Es dürfte Schwierigkeiten haben," entgegnete Löwenhaupt mit lauerndem Blicke, "denn Aurora verläßt Warschau mit dem anbrechenden Morgen."

"Ich soll sie nicht sehen?" rief August schmerzlich. "Wohin wendet sie sich? weshalb diese Reise?"

"Das darf ich Euer Majestät nicht verrathen," sagte der Graf, dessen Lippen ein Lächeln umschwebte. "Sie, die Gräfin allein kann es Ihnen mittheilen."

"Aber wenn sie morgen früh schon abreisen will — wie kann ich sie sprechen? — und ich muß sie sprechen."

Löwenhaupt schien diesen Moment nur erwartet zu haben. Mit gut gespielter Zurückhaltung sagte er: "Es wird schwierig sein — aber — ja, ja, so ginge es. Die Nacht ist zwar bereits weit vorgerückt, allein, wenn es gilt Euer Majestät zu dienen, wenn Sie befehlen, so würde die Gräfin noch in dieser Stunde erscheinen."

"O ich wollte Alles darum geben, sie zu sprechen," rief August. "Eilen Sie — bitten Sie Aurora, mir eine Stunde — eine halbe — eine Viertelstunde zu schenken. Sagen Sie ihr, daß ihr langentbehrter Anblick mich wieder mit Muth, mit Hoffnung erfüllen werde. Wo weilt sie? ist sie weit entfernt?"

"O nein. Ich habe der Gräfin ein Zimmer hier im Palaste anweisen lassen."

"So zögern Sie nicht, Graf. Ich bitte Sie — geleiten Sie Aurora hieher, sagen Sie ihr, daß Sie mich mit ihrem Bild beschäftigt fanden — eilen Sie."

Löwenhaupt hielt es für angemessen, nicht zu zögern. Er verließ das Zimmer. August blieb allein. "Sie hier?" flüsterte er. "In dieser Stunde? es ist eine gute Laune des Schicksals, welche sie in meine Nähe führte." Er schritt ungeduldig im Zimmer auf und nieder, dann blieb er stehen und lehnte sich an den reichgeschmückten Wandpfeiler, der aus Schnörkeln und Blattwerk gebildet bis zur Decke des Zimmers emporstieg. Er versank wieder in Träumerei. Es war ihm, als ziehe ein leichtes, rosiges Gewölke durch das Zimmer. Diese Wölfdchen waren leicht und goldig und sie begannen sich zu theilen. In dem offenen Raume stieg ein Schloß empor, eine breite Veranda lief vor der Fronte hin. Dort standen Herren und Damen, und der König sah sich selbst dort stehen — nur um Jahre jünger, als heute, umgeben von Pracht und Glanz, von Jugend und Schönheit. Er lachte und scherzte — da tritt, durch die Veranda schreitend, ein schönes, schwarz gekleidetes Mädchen auf ihn zu. Die herrlichen Augen sind in Thränen gebadet, welche die Reize dieses edlen Antlitzes noch erhöhen und es fast verklärt erscheinen lassen. Zitternd beugt sie ihr Haupt vor dem Könige, sie sinkt in die Knie, ihr schöner Arm streckt sich aus, die feine, weiße Hand hält ein Bittschreiben, welches sie dem Könige hinreicht. "Hilfe, Sire — Hilfe!" ruft sie. "Man hat meinen Bruder getödtet oder gefangen — leihen Sie mir Ihren Schutz." Der König steht nur noch diese herrliche Gestalt — alles Andere versinkt in Nebel, und er ruft entzückt: "Wie schön — wie schön ist dieses Kind." — Wieder entschwindet das Bild — ein neues steigt auf. Es ist eine Gegend im Parke von Moritzburg. Gondeln gleiten über den spiegelglatten See, alle sind besetzt mit lachenden, schäfernden Gästen. Musik ertönt in den Büschen. Ueber den Rasen schweben tanzende Paare von Waldgöttern, im Gebüsch lauften Satyre und Nymphen. So weit das Auge reicht — es erspäht nur lachendes Grün, herrliche Bäume, lauschige Grotten und dichtbebaute Gänge, und von den Felsen plätschern die Cascaden, und zwischen all diesem herrlichen Gebilde huschen die reizenden Gestalten der Gäste von Moritzburg, die heute eines jener Waldfeste feiern, von denen selbst die Cavaliere des vierzehnten Ludwig am Hofe zu Versailles mit Bewunderung erzählen. Aber unbekümmert ob dieses bunten Gewimmels, der lustersüßlichen Schaaren, weilen dort in der einsamen Grotte, welche der Ephen umwuchert, wo von den Wänden leise murrend der Bach seine Silberwellchen niedergleiten läßt, zwei Glückliche. Es ist wieder der König August — im leichten, geschmackvollen Kleide des arkadischen Jägers, und in den Armen dieses glücklichen Fürsten ruht Aurora von Königsmark, und das Wort "Ewige Treue" wird gesprochen. Niemand vernimmt es, als die beiden Glücklichen, und nur die kleine Marmorstatue des Liebesgottes, die halb verdeckt aus üppigem Laubwerk hervorblüht, lächelt auf dieses anmuthige Bild hernieder. — Aber da versinkt Alles wieder in Dunkel — ein reich geschmücktes Zimmer wird sichtbar, eine Tafel, mit Speisen, Wein, kostbarem Geschirr jeder Art bedeckt, ist aufgestellt, um diese Tafel sitzen zehend, lachend und scherzend Herren und Damen. Der König hat in der Mitte Platz genommen; er ist geröthet von Wein und Sinnlichkeit, eine üppige, frech dreinschauende Frau lehnt ihr Haupt an seine Brust und schenkt ihm das hohe Krystallglas voll bis zum Rande, er leert es mit einem Zuge, und die Genossen des tollen Kreises rufen Bravo, die rasendste Lust beginnt zu herrschen, jene Weiber ergehen sich in frivolen Scherzen, der König ist nur noch ein Wüstling unter Seines Gleichen, immer heißer tobt sein Blut, immer wieder füllen die Becher und Zecherinnen die Gläser und goldenen Kannen und stürzen den Inhalt hinunter durch die heißen Röhren, gellende Rufe ausstößend, Gelächter, Weindunst, Lichtglanz, taumelnde Gestalten, Alles wirbelt durcheinander, da schwebt eine Gestalt empor, sanft, schön und stolz zugleich, sie hebt sanft drohend den Arm: "Aurora!" ruft der König, das Trinkglas zu Boden werfend.

Als August, am Pfeiler gelehnt, diese Vision schwinden sah, fuhr er entsetzt auf. Es war ihm, als schwebte die Gestalt noch dort an der Wand empor. Aus dem Traume erwacht, streckte er die Arme aus und rief: "Aurora!" Wie von unsichtbarer Gewalt ergriffen, sank er zurück, als eine Stimme antwortete: "Hier bin ich."

Der König sah sich einer Frauengestalt gegenüber. Er glaubte noch zu träumen, aber schon berührte er eine Hand, welche sich ihm entgegenstreckte, es war keine Truggestalt seiner Phantasie, das Kerzenlicht bestrahlte die schönen Züge

Aurora's von Königsmark. — August blieb wie gebannt vor ihr stehen.

"Sie sind es wirklich, Gräfin?" sagte er mit matter Stimme. "Ich vermeinte ein Gebilde von mir scheiden zu sehen — geformt aus Luft — und es schien, als entführte der Hauch des Windes Sie meinen Blicken."

"Ich bin erfreut, Sire," entgegnete die Gräfin mit demuthsvoller Verbeugung, "zu erfahren, daß Sie sich mit mir beschäftigen."

"O!" rief der König, "jetzt mehr, als jemals. Sie kommen wie eine glückliche Erinnerung, wie eine Mahnung an schönere Zeiten in dieser Stunde der Trübsal." Er drückte Aurora's Hand an seine Lippen.

"Ich folgte dem Willen Euer Majestät, den mein Schwager mir überbrachte," sagte die Gräfin.

"Nicht dem Zuge Ihres Herzens?" fiel der König ein. Aurora seufzte. "Sire," begann sie, "es ist eine lange Zeit her, daß wir uns nicht sahen. Die Aurora von Königsmark, welche jetzt vor Ihnen steht, ist nicht mehr die Glückliche, welche Sie dereinst vor Allen auszeichneten. Sie darf und kann nicht wie ehemals durch die Prunkgemächer der fürstlichen Paläste schreiten, den Herrscher zu begrüßen — Sie haben Andern dieses Recht verliehen, und ich beklage mich nicht darüber. Es ist genug für mich, daß Sie mich sprechen — sehen wollten. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie mir eine hohe Freude bereiteten und daß ich Ihnen dankbar bin für diese Gnade."

"O — sprechen Sie nicht weiter in diesem Tone!" rief der König, sie leidenschaftlich an sich ziehend. Aurora machte sich mit sanfter Bewegung von der Hand des Königs frei. "Sire, diese Zeiten sind vorüber. Diese Blicke, diesen Druck Ihrer Hand darf ich nicht mehr beanspruchen — Sie selbst haben entschieden — die Pröbstin von Queblinburg weicht den glänzenden Damen des Hoflagers von Warschau." August senkte verlegen das Haupt — er hatte der Gräfin einen Sessel zugehoben. Sie ließ sich nieder und warf den langen seidnen Mantel zurück, der bisher noch ihre majestätische Gestalt umhüllt hatte. Der König betrachtete sie entzückt — sie war ihm nie schöner vorgekommen, und um diese prächtige Erscheinung wob sich noch der Reiz, den die tiefe Stille der Nacht, das matte, fast bläuliche Licht der Kerzen — die ganze seltsame Stimmung des Königs — der einst so heiß Geliebten verliehen.

"Ich darf fragen," fuhr August fort, "was Sie hierher führt?"

"Ich kam nicht nach Warschau, Sire. Diese Stadt mit dem lauten Getümmel des Hoflagers ist nur eine Reifestation für mich."

"Ah — Sie wollen wirklich fort?" sagte der König.

"Mein Schwager sagte es Ihnen bereits."

"Aber weshalb die Reise hierher?" Der König schien ungeduldig die Antwort zu erwarten.

"Ich will nach Mitau."

"Nach Mitau? Sie wissen, daß dort die Schweden, unsere Feinde, lagern."

"Gerade zu ihnen führt mich mein Weg." August erhob sich.

"Sie wollen in das schwedische Lager? — in das Reich meiner Feinde?"

"Ja, Sire. Ich muß den König von Schweden sprechen."

"Den — König — Karl?"

"Ihn, den harten Unbeugbaren. Es gilt das Heil meiner Familie." Aurora heftete nun ihre schönen Augen fest auf den König. "Ich bin durch den Krieg, den Euer Majestät mit Schweden führen, ernstlich bedroht. Die Erziehung meines Sohnes", die Gräfin betonte sehr scharf dieses Wort, "erfordert große Mittel. Die Besitztümer meiner Familie, welche hauptsächlich in Schweden liegen, werden uns freitig gemacht, und dies ist noch nicht Alles. Meine Familie hat bedeutende Forderungen an die des Königs zu machen. Prozesse sind seit Jahren geführt — ich will an die Gerechtigkeit des schwedischen Herrschers appelliren."

"Sie werden Nichts ausrichten — bleiben Sie zurück!" rief der König, der vollkommen enttäuscht war. "Er hatte noch immer geglaubt, Aurora werde bekennen, daß sie nur um seinetwillen nach Warschau kam. Dieser Schwede ist hart wie sein Eisen, frostig wie sein Land — Sie dringen nicht zu ihm."

"Ich muß."

"Es ist eine gefährliche Aventure."

"Die ich bestehen will, Sire, weil die Noth mich dazu treibt — o — fahren Sie nicht auf: ja, die Noth. Ich sehe meine Finanzen zerrüttet, die Mittel, mich in anständigem Glanze zu erhalten, beginnen spärlich zu fließen, denn das, was mir an Geld aus Schweden kam, hält man zurück. Es ist nicht mehr wie einstens, wo ich gebieten konnte." August wendete sich ab.

"Man könnte darüber sprechen —"

"Sire," rief Aurora, "ich kam nicht hierher, um mit Ihnen zu rechnen. Ich hatte nicht einmal die Absicht, Sie zu begrüßen."

"Sie sind hart und grausam," sagte der König mit sanfter Stimme.

"Ich bin nur offen, Sire. Weshalb sollte ich mich vor Ihnen zeigen? — Sie bedürfen der Zerstreuung — Sie finden dieselbe, aber für solche bedarf es nicht einer Freundin, und ich bin für Sie nicht mehr." August bedeckte das Antlitz mit seinen Händen.

"Genug — genug!" sagte er. "Ich will Ihr Bestes wie immer, deshalb warne ich. Sie werden beim Schwedenkönige nicht Zutritt erlangen."

"Ich gehe nicht ohne Vorbereitung dahin. Meine Reise ist nicht auf das Geradewohl unternommen. Des Königs Minister, Graf Piper, hat mir versprochen, daß ich eine Audienz bei seinem Herrn erlange — er wird sein Wort halten."

Der König richtete sich bei diesen Worten empor. Seine Blicke erheiterten sich, und der ganze Ausdruck seines Gesichtes verrieth, daß er einen glücklichen Gedanken gefaßt habe. Wenn er die geheime Sendung an Karl XII., die Bitten um Frieden den Händen und der Vermittlung der Gräfin anvertraute? Kein Geandter wurde von dem Schwedenkönige angenommen — Niemand erhielt Zutritt, sobald Karl eine politische Verhandlung mit Sachsen witterte. Wenn Piper der Gräfin Audienz in Familienangelegenheiten verschaffte, dann konnte Aurora dem Könige bei jener Unterredung leicht die Vor-

schläge August's mittheilen. Die Gräfin war — wie Voltaire von ihr richtig gesagt hat — eine der ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit. Ihr Verstand, ihre Welterfahrung, die Feinheit ihres Wesens und die Energie ihres Charakters bürgten dafür, daß sie eine so wichtige Mission auf das eifrigste betreiben würde. Eine Frau, welche allein, nur auf ihre eigene Kraft und Fähigkeit gestützt die Reise durch die kriegerische Welt in das Lager des gefürchteten Soldatenkönigs machte — eine solche Frau schreckte vor dem Auftrage August's nicht zurück. Der König erhob sich und that wieder einige Schritte durch das Zimmer, dann ging er zu Aurora.

"Gräfin," begann er, sanft ihre Hand fassend, "ich bin ein Schuldbeladener Ihnen gegenüber — ich darf nicht mehr hoffen, daß Aurora von Königsmark für August wieder werde, was sie ihm einst gewesen, aber wenn die Geliebte nicht mehr ihre schöne Hand dem Undankbaren reichen will — Eins weiß ich bestimmt, die Freundin ist dem Könige geblieben."

"Sie haben sich nicht getäuscht, Sire," rief die Gräfin, seine Hand drückend. "Ich bin Ihre Freundin — stellen Sie mich auf die Probe."

Der König rückte jetzt den Sessel, auf welchem er sich niedergelassen, dicht zur Gräfin. "Hören Sie dem — die Stunden enteilen," begann er, "Sie sehen einen König vor sich, der in Gefahr schwebt, von seinen Feinden vernichtet zu werden."

"O, ich kenne diese Gefahr," warf Aurora schmerzlich ein. "Ich habe nur ein Mittel," fuhr August fort, "dem drohenden Verluste zu entgehen: Frieden dem Könige von Schweden anzubieten, aber der Mann mit dem Panzer um Herz und Gemüth weigert sich, einen Vermittler zu empfangen. Jeder Weg zu ihm ist gesperrt. Ich könnte versuchen, halb gewaltsam einen Ambassadeur zu senden, wenn ich vor aller Welt um Pardon bäte, vielleicht, daß der Stolz des Schweden dadurch geschmeichelt würde, daß er sich zu Verhandlungen herbei ließe — allein das heißt: August von Polen und Sachsen ist ein Bettler geworden, der um Gnade bei seinem Herrn winnert. Können Sie sich August den Zweiten als Bettler denken, Aurora?"

"Es ist nicht zu fassen, Sire!" rief die Gräfin. "Und doch ist die Gefahr groß — drohend. Aber ich bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, ich sehe Ihren Willen klar und deutlich: Sie wollen mich würdigen, Ihre Gefandtin bei jenem nordischen Teufel zu sein, ich erhalte eine Audienz bei ihm, ich werde zu ihm dringen und bei diesem hoffentlich gelingenden Versuche soll ich die Forderung um Frieden in Karl's Hände legen."

"Sie sind, wie immer, die edle, die opferfreudige, die kluge Aurora!" rief der König, ihre Hände fassend. "Ja, das ist es, um was ich Sie bitte. Sie tragen meine Ehre bei sich, indem Sie das Schriftstück zu sich nehmen, welches ich Ihnen ausfertigen lasse, wenn Sie die Mission übernehmen wollen."

"Können Sie zweifeln, Sire? Ich biete Ihnen meine Dienste an — wie der Krieger furchtlos in die wüthend vertheidigte Bresche dringt, so werde ich zu dem Schwedenkönig dringen."

"Es liegt Gefahr in der Sache."

"Sie reizt mich nur."

"Der König ist rauh und kurz."

"Ich habe Schlimmeres erfahren, als die Insolenz eines Fürsten," sagte Aurora.

"Strafen Sie nicht in diesem schönen Augenblicke," bat der König. "Es kann Alles, Alles wiederkehren."

Aurora schüttelte das Haupt. "Nein, Sire," sagte sie. "Und wenn Sie es mir bieten wollten, ich würde es nicht annehmen — es hieße der Welt, der elenden, geifernden und kleinlich denkenden Welt Anlaß geben zu dem Verdachte: Aurora von Königsmark hat die gefährliche Mission übernommen um den Preis, auf neue die Geliebte des Königs zu werden. Ich verzichte auf solchen Lohn, der mir einst wohl der höchste gewesen wäre, ich bin stolz darauf das zu sein, was Ihre Lubomirskas's die Erste und die Pinelli niemals werden können: die treueste Freundin ihres Königs."

"Sie sind ein Engel — warum, warum habe ich Sie von mir gelassen?"

"Ich bleibe bei Ihnen, Sire — ich kämpfe — aber," wendete sie plötzlich ein, "wenn ich unglücklich kämpfe — nutzlos?"

August blickte die einst so heiß geliebte Frau zärtlich und bewundernd an. "Blicken Sie in den Spiegel, Aurora," sagte er. "Wenn Sie einmal vor dem Könige von Schweden stehen, dann müssen Sie siegen. Karl ist ein Jüngling, er sah solche gebietende und hohe Schönheit noch nie. Er kann nicht gehen, ohne Sie gehört zu haben und wenn er Sie anhört, dann haben Sie — dann habe ich gewonnen."

"Sie fürchten also nicht einmal meinen Verlust mehr?" wendete Aurora halb scherzend ein. "Wenn ich dem Stolze, dem Ehrgeiz nachgäbe, die ansporteten, Alles aufzubieten, um der Welt sagen zu können: Der unbeugsame königliche Jüngling hat der Gräfin Aurora nicht widerstanden? wenn Karl von Schweden die einst gefeierte Geliebte August's —"

"Halten Sie ein," sagte der König, "all' dieses ist nur Gepolter. Sie haben nur einmal geliebt und dieser Eine, den Sie liebten, bin ich — ich fürchte keinen Nebenbuhler."

Die Gräfin drückte mühsam eine Thräne zurück, sie kämpfte eine mächtige Aufwallung nieder, dann reichte sie dem Könige die Hand, indem sie ihr Gesicht abwendete. "Ich gehe," flüsterte sie, "zürnen Sie nicht, wenn ich vergebens kämpfte, ich bitte noch einmal darum."

"Es ist nothwendig, daß man unsere Zusammenkunft nicht erfahre," sagte der König. "Ich bin von Spähern umringt, deshalb nehme ich heute schon Abschied. Statt einer weitläufigen Besprechung werden Sie morgen ein Memorial erhalten, eine genaue Instruktion über Alles, was Sie Piper und dem Könige mittheilen sollen. Sie haben Mühe, diese Instruktion während der Reise durchzulesen. Briefe an Piper und den König erhalten Sie dazu. Reisen Sie morgen nicht vor zehn Uhr früh ab, bis dahin wird Alles in Ihren Händen sein."

Die Gräfin hatte sich erhoben. Der Augenblick der Trennung war gekommen, aber keiner von Beiden sprach ein Wort. Stumm winkte die Gräfin zum Abschied, noch einmal preßte er ihre Hand an seine Lippen, er fühlte wie sie sich ihm entzog, er hörte wie die Thür des Zimmers sich schloß. —

Ein dunkler Feuerchein leuchtete aus der Ferne herüber. Er zog sich in Form eines convergen Halbkreises von dem



R. BRENDANOUR MAULBERG

LUDWIG-PASSINI-CHIOGGIA-1871

EINE CHIOGGIOTIN.

Von Ludwig Passini.

(Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Flecken Würzau bis zu den dunklen Tannenwäldungen hin, zwischen welchen sich die Straße nach Mitau verlor. Ueber dem Feuerstreifen schwebte eine Lage von Dampf, und zuweilen stoben Funken empor. — Der Wind ging über die flache Gegend dahin und trieb einen feuchten Nebel vor sich her, der wie Flocken durch das Köhricht des großen Sumpfes schwebte, welcher von Würzau in der Richtung gegen Südosten lag. Im Orte selbst waren trotz der späten Stunde noch viele Häuser erleuchtet, und ein dumpfer Lärm tönte herüber. Von der Feuerlinie aber erschallte Gesang, den zuweilen das Rasseln von Trommeln unterbrach. — Auf einem Hügel rechts an der Landstraße hielten gleich Statuen fest und unbeweglich zwei Reiter. Es waren die Bedetten der in Würzau lagernden schwedischen Cavallerie. Karl XII. hatte hier sein Hauptquartier aufgeschlagen, und zwischen Würzau und Mitau dehnte sich die Stellung aus, welche sein Heer einnahm.

Die beiden Reiter drückten ihre breiten Flißhüte tiefer in die Stirn, des Windes wegen, der ihnen obenein die Nase in das Gesicht trieb. Sie horchten dann wieder auf, ein Wagen näherte sich von der Richtung nach Westen kommend der Landstraße. Ein lautes „Halt“ zwang den Kutscher zum Hemmen seiner Pferde.

„Was ist vorgefallen, Anton?“ fragte eine weibliche Stimme aus dem Innern des Wagens.
„Madame,“ sagte der Kutscher, „es sind schwedische Reiter vor uns.“

Die Dame öffnete ein Fenster und blickte hinaus. Schon war der Reiter am Schlage. Er kauderwelschte Etwas, das nicht zu verstehen war, die Dame aber suchte ihm begreiflich zu machen, daß sie wünsche, er möge schwedisch reden. Der Reiter horchte auf, als er seine Muttersprache vernahm, gab jeden Versuch polnisch zu reden auf und erfuhr denn sehr bald, daß die Besitzerin des Wagens die Gräfin Aurora von Königsmark sei, die in Begleitung ihrer Kammerjungfer reise und sofort zum Grafen Piper gebracht zu werden verlange. Diesem Wunsche wurde Folge gegeben, sobald die Ablösung gekommen war, und von sechs Reitern begleitet rasselte die Kutsche bald über das holperige Steinpflaster des kleinen Ortes Würzau, dessen Gassen Schaaren feiernder Soldaten rauchend, singend und jubelnd durchzogen.

(Schluß folgt.)

Das ist die Stadt Wien.

Wiener Brief von P. v. Radics.

— 25. Januar 1874.

„Das ist die Stadt Wien!“ steht unter einer der ältesten Ansichten der Stadt Wien im Rathhausarchive, und diese fünf schlichten Worte, die nichtsdestoweniger die ganze Herzensfreude an der Vaterstadt und den Stolz auf sie zum Ausdruck bringen, seien Titel und Devise dieses Briefes, wemgleich derselbe nur das vergängliche Nacheinander, und auch davon nur eine kurze Spanne des Lebens und Treibens der „ewig heitern Kaiserstadt an der Donau“ vor das geistige Auge der Leserin führen kann. Das Jahr 1873 hat das Interesse für das noch fortwährend sich verjüngende und doch immer in seinem innersten Kern und Wesen sich gleichbleibende schöne Wien in aller Welt erhöht, so daß ich hoffen darf, mit meiner flüchtigen Skizze, auch wenn uns viele Meilen trennen, freundlichen Empfang und warme Theilnahme zu finden und von schönen Lippen schier „in dreizehn Sprachen“ das Lob zu hören: „Das ist die Stadt Wien!“

Des freudigen Familienereignisses unseres Hofes, der Geburt der bayerischen Prinzessin Elisabeth, der Tochter unserer jugendlichen Kaiserin, Erzherzogin Gisela sei zuerst gedacht, wie es ja auch alles Andere überstrahlte und Glück und Freude wohl in jedes Wiener Haus und Häuschen trug. O was für junge Großeltern! Kaiser Franz Josef zählt 44 Jahre, die Kaiserin Elisabeth 37 Jahre, prangend Beide, er in frischer Männlichkeit, sie in bezaubernder Frauenschönheit!

Alle Kreise drängten sich denn auch herbei, ihre Glückwünsche diesem erlauchteren jungen Großelternpaare darzubringen, gleichwie man sich da und dort und besonders in unserer jungen Comtessewelt beeilte, für die 17jährige Mutter zarte „Wiegengeschenke“ einzubinden; ja eine ungarische Stadt widmete einen ganzen nationalen Troussau für die kleine Enkelin ihres „Königs“!

Ein zweites Hofereigniß, doch von vorwiegend politischer Bedeutung, ist die für den Februar bevorstehende Kaiserreise nach St. Petersburg. Es ist das erste Mal, daß ein österreichischer Kaiser persönlich die vielbewunderte Hauptstadt an der Neva besucht, und wir irren wohl kaum, wenn wir in diesem Besuche die Bekräftigung jenes Freundschaftsbündnisses erblicken, das in den Tagen der Dreikaiserzukunft im September des Jahres 1872 im alten Königschlosse zu Berlin abgeschlossen wurde.

Die „Société“, welche endlich mit wenig Ausnahmen ihre Salons wieder geöffnet hat, nahm gleich mit Beginn des neuen Jahres die gewohnten adeligen „Damen-Picnics“ und „Jours-fixes“ auf. Namentlich erfreuen sich die erstgenannten Rendezvous der Gesellschaft, bei denen abwechselnd eine und die andere hohe Dame die Honneurs macht, außerordentlicher Beliebtheit unter der jungen Damenwelt, denn das Parquet in den herrlichen mit dem ganzen Prunk der Renaissance geschmückten Localitäten der ehemaligen „ungarischen Hofkanzlei“ läßt die rosa, blau und weiß beschulten Füßchen unserer schönen lebenswürdigen jungen Prinzessinnen, Comtesse und Baronessen zum Tanzen ein. Als Vortänzer fungirt der unererschöpfliche Meister im Cotillon, der schmucke Husar Graf Dominik Hardegg. Und die junge Herrenwelt findet dort den ausserlebenssternen Flor der weiblichen Aristokratie Oesterreich-Ungarns: die Fürstinnen Auersperg, die Fürstin Theresie Liechtenstein, die Markgräfinnen Pallavicini, die Comtesse Palfy und Szechenyi, die Comtesse Hatzfeld, die Comtesse Schmiedegg, die Baronessen Skribensky, Stillfried, Geymüller u. s. w. u. s. w., auch die reizenden Töchter des Reichskriegsministers Baron Ruhn und des Landesvertheidigungsministers von Horst sowie des Statthalters Baron Conrad Eybesfeld erscheinen in diesem Cercle und zählen zu den gefeierten Ballschönen.

Die Lieblingsfarbe der zumeist sehr kostbaren und mit vollendetem Schif arrangirten Toiletten dieser Abende ist in diesem Jahre Rosa in allen Tonschattirungen.

Von großen Bällen in der Gesellschaft war bisher nur das Fest beim neuen französischen Botschafter Marquis d'Harcourt von Bedeutung, welchem Ball die hier weilenden Mitglieder des Hofes und die gesammte hier versammelte Aristokratie bewohnte; die prächtigen Räumlichkeiten im Palais des Fürsten Lobkowitz, wo die Botschaft sich befindet, ermöglichen eine Entfaltung, wie nicht bald Localitäten sie gewähren können.

Die ersten Damen unserer Aristokratie, die Fürstinnen Hohenlohe, Auersperg, Metternich, Lobkowitz, die Gräfinnen Andrássy, Fürstenberg, Königsegg, Hartig, Pawarowska u. s. w. u. s. w. fungirten seit mehreren Jahren als „Ladies Patronesses“ bei den Elitébällen, welche die Studenten unserer Hochschulen zum Besten der Unterstützungsfonds für arme Collegen veranstalten, mit denen zugleich die Saison der öffentlichen Lüste ihren Zenith erreicht. Außerdem tanzt man in dem lustigen Wien auch in diesem Fächung trotz Krach und Ach in allen Kreisen mit gewohntem Eifer.

Von geschlossenen Bällen sind besonders anmirt die „Tanzabende“ im „Militär-Casino“, dessen Jünger zugleich die größte Ausdauer entwickeln, und bietet ein Blick in diese Räume ein in der That bezauberndes Bild: die bunteste Farbenpracht der österreichischen Uniformen, die da in allen Graden und Arten vertreten sind, die Fülle von prächtig geledeten schönen Frauen und jugendfrischen Mädchen und dazu der „reichbesternte Himmel“ der Generalität, zu dem gar manches Lieutenantauge inmitten des Reizens sehnsuchtsvoll ausblickt, sei es mit dem stillen Wunsch nach dereinstiger gleicher „Rangstufe“, oder nach der Hand der blondgelockten Schönen, mit der man eben an „Papa-Excellenz“ vorüberwalzt. Doch nicht bloß Sammelpunkt und Eden der jungen Welt sind die Abende des Militär-Casino (das im Jahre 1867 nach dem Vorbilde des in Verona bestandenen ins Leben gerufen und u. A. vom Feldmarschall Erzherzog Albrecht dotirt wurde), sondern auch das Alter „trifft sich“ und vergnügt sich dort an Spiel, Conversation und fachwissenschaftlicher Lectüre; an bestimmten Abenden aber werden dort auch Vorträge militärwissenschaftlichen Inhalts abgehalten.

Das Hauptthema der Conversation bildet natürlich auch hier, wie im „adeligen Casino“ und im „Jockeyklub“ der Sport (vornehmlich der Jagd- und Reitsport), die „ritterlichen Exercitien“, wie man es im Mittelalter zu nennen pflegte, nebenher und zwischendurch läuft die Besprechung kriegerischer Ereignisse alter und neuer Zeit und die Kritik hervorragender epochemachender Schriften über Heer- und Kriegswesen.

So beschäftigt man sich z. B. in allen militärischen Kreisen im Augenblicke eingehend mit einer Publication, wie sie Oesterreich gegenwärtig als Unicum aufzuweisen vermag, mit des k. k. Landwehroberleutenants Dr. Alfred Jurnitschek umfassendem, mit dem Porträt des Kaisers Franz Josef und dessen Facsimile geschmücktem Prachtwerke: „Die Wehrmacht der österreichisch-ungarischen Monarchie im Jahre 1873.“

Die Kiesenarbeit, an welcher sich die tüchtigsten Fachmänner aus allen Branchen der Armee betheiligt haben und welche ihre namhafteste Förderung dem cisleithanischen Landesvertheidigungsminister Oberst v. Horst verdankt, behandelt die gesammten Wehrverhältnisse Oesterreichs im Frieden und im Kriege. Acht Tafeln im Farbendruck führen die Abjurierung der Generalität, der Adjuanten, der Truppenkörper einschließlich der Landwehren (der cisleithanischen und der k. ungarischen Honvéds) und der Marine im Bilde vor.

Bringt uns dieses aus der Initiative eines jugendlichen Landesvertheidigers hervorgegangene Werk die k. k. Armee von heute in einem anschaulichen Bilde vor Augen, so wird der allen Sportsmen wohlbekannte Oberst Graf Török von der k. ungarischen Leibgarde in einem militärischen Schauspiel die „Armee des Prinzen Eugen“ vorführen und zwar bei dem im Mai stattfindenden großen Carroussel, betitelt: „Der Festeinzug des Prinzen Eugen in Wien nach der Schlacht bei Zenta 1697.“

Der Zug soll zwölfhundert Personen umfassen, und das Carroussel selbst in der Rotunde des Industriepalastes der Weltausstellung abgehalten werden, wo außer der genannten Massenentwicklung der handelnden Personen ringsum auf den ansteigenden Stufen und in den Bogengängen des Peripheriebaues noch Raum für neuntausend Zuseher vorhanden ist.

Erlauben Sie mir, freundliche Leserinnen, Ihnen heute schon nach dem Einblicke, den ich in die von Gauß's Künstlerhand entworfenen Figuren und in den ganzen Plan zu diesem schönen Feste zu thun in der Lage war, mit wenigen Strichen anzudeuten, was für ein Schauspiel wir zu erwarten haben. Uebrigens haben sich schon heute dazu Besucher von nah und fern aus den Nachbarländern, aus Deutschland, Italien, Rußland, England u. s. w. u. s. w. zahlreich angemeldet.

Der Zug, der durchweg streng historisch nach vorhandenen bildlichen und schriftlichen Quellen gehalten und was „Adjurierung“ und „Armierung“ betrifft, sich striete an Eugen's „Regulamen“ anschließen wird, zählt wie gesagt 1200 Teilnehmer. Denselben eröffnet Prinz Eugen von Savoyen, von einer gesellschaftlich sehr hochstehenden Persönlichkeit dargestellt (man erinnert sich, daß auch bei früheren von Grafen Török arrangirten verhältnismäßig kleineren Carroussels in der Hofreitschule die Erzherzog Albrecht und Wilhelm mitgewirkt haben). Dem Felddhären folgen die ersten Generale der Armee, alle von hohen Cavalieren repräsentirt, die Heerpauker Eugen's; Graf Dietrichstein, der die Nachricht des Sieges nach Wien brachte mit den Postillonen in den alten Reichsfarben (Schwarz-Roth-Gold) — da kein Dietrichstein in der Armee dient, so wird ein anderer Cavalier diesen Anherrn des mächtigen Geschlechts vorstellen — dann folgen die Truppen, die einzelnen Regimenter, welche die Schlacht bei Zenta mitgemacht, durch kleinere Abtheilungen vertreten; Infanterie und Cavallerie (darunter die Regimenter Hohenzollern, Prinz Reuß, sächsische Dragoner u. s. w. u. s. w.), Artillerie, Seresaner („Rothmäntler“), „Banduren“ (wer kennt nicht Trenk's Banduren?) in ihrer malerischen Tracht, Marktenderinnen, gefangene Moslim (Männer und Frauen) und der „Train“ (die Wagen mit der Bagage und den Trophäen). Der Bürgermeister von Wien, ein Gemeinberath und ein Bürger als Deputation und mehrere Damen als Zuseherinnen, die in Staatscarossen dem Sieger zum Empfange entgegenzogen, schließen sich gleichfalls dem Zuge an. Der „Einzug“ und „Aufmarsch“ in die Rotunde wird, wie man schon aus dieser

kurzen Anführung entnimmt, ein überraschend schönes Bild gewähren; doch die Hauptsache, das Carroussel, folgt erst. Dasselbe soll diesmal in der Production einer Quadrille, gefahren von den Wagen des Trains, seinen Gipfelpunkt finden, und wird dabei Graf Török selbst in ungarischem Bauerncostüme jener Zeit die Guba, ein nur in Mexico und in Südungarn übliches Achtgespann (je vier und vier Pferde voreinandergespannt) lenken und mit diesem Gefährte kreuz und quer durch die Figuren der Quadrille hindurchkutschiren. Somit steht außer dem Schaugepränge für das große Publicum speciell für den Sportsman hier ein ganz besonderer Genuß bevor. Da zudem die Productionen, die freilich auch große Kosten verursachen, zu wohlthätigen Zwecken stattfinden werden — sie sind auf vier je zum Besten der Franz-Josef-Stiftung für das Kleingewerbe, für die Militär-Franz-Josef-Stiftung, für die Stadtarmen und für die Erzherzog Albrecht-Stiftung berechnet — so ist ein zahlreicher Zug von Besuchern aus Nah und Fern mit aller Bestimmtheit zu erwarten. Für das Gelingen aber bürgt vor Allem auch die Persönlichkeit des Arrangeurs Grafen Török, eines unserer liebenswürdigsten Cavalieren und bewährtesten Sportsman.

Sowie manche berechtigte oder unberechtigte Hoffnungen und Wünsche auch das Wiener Völkerverfest, die Weltausstellung, nicht erfüllt haben mag, in sehr vielen Dingen äußern sich doch heute schon die wohlthätigen Folgen, auf wissenschaftlichem wie auf gewerblichem und wirtschaftlichem Gebiete. Da ist vor Allem die Gründung des „Athensiums“ durch Generaldirector Baron Schwarz zu nennen, das durch seine jetzt schon reichhaltigen instructiven Sammlungen dem Gewerbe unberechenbaren Nutzen bringen wird; dann die geographische Gesellschaft, die immer praktischer Bedeutung gewinnt, der altbewährte, rüstig arbeitende niederösterreichische Gewerbeverein, das österreichische Museum und die damit verbundene Kunst-Gewerbechule, an denen Koryphäen des Museums, Hofrath Freiherr von Eitelberger, Regierungsrath von Falke u. A. Vorträge über die Ausstellung halten; die neuerichtete Zeichenschule für Frauen und Mädchen u. s. w. Leider kann ich des jüngsten, des „Grillparzer-Vereins“ nur flüchtig Erwähnung thun. Es ist dies der erste Verein in Wien, der in seinen Statuten die Mitgliedschaft von Damen ohne die Nothwendigkeit männlicher Patronanz anerkennt.

Unsere sämmtlichen Theater überboten sich in den letzten Wochen in Novitäten; ein achties in Wien wurde, selbst eine Novität, soeben eröffnet: die Komische Oper. Dieses mit allem Aufwand von Luxus und im besten Geschmack hergestellte, neuerbaute Haus soll der heitern Musik der „Spieloper“ als Heimstätte dienen und eroberte am ersten Abende gleich mit Kossini's „Barbier“, dem rasch die „Regimentstochter“ und „Gzaar und Zimmermann“ folgten (in welcher letzterer der Director Albin Swoboda und dessen Gemahlin Frau Swoboda-Fischer brillirten) die Herzen aller lustigen Wiener und Wienerinnen.

Zwei große Concerate, ein öffentliches und eins vor einem geladenen Publicum, die vor kurzem stattfanden, darf ich nicht übergehen: die beiden Concerate, in denen nach langer Zeit Abbé Bizt hier wieder mitwirkte. Die im intimen Cercle vom weltbekannten Pianofabrikanten und Kunstmäcen Herrn Böhendorfer in seinem prächtigen Salon (in der Herrngasse) gegebene Soirée zu Ehren Bizt's gestaltete sich für die auserwählte Gesellschaft der geladenen Gäste zu einem der genussreichsten Abende. Bizt führte unermüdlich eine Reihe von eigenen und fremden Compositionen vor, wofür er selbstverständlich mit Dank und Lob überhäuft wurde. Außer andern hohen Damen verherrlichte auch die Fürstin Marie Hohenlohe, die bekannte hohe Förderin der Kunst an der Seite ihres ebenso kunstsinigen wie feingebildeten Gemahls Fürsten Constantin Hohenlohe, Ersten Obersthofmeisters des Kaisers, das Fest mit ihrer Gegenwart. Diese Dame, ein Engel der Armen im wahrsten Sinne des Wortes, konnte man wenige Tage später am Biffet der neueröffneten Volksküche in der Leopoldstadt fungiren und im Vereine mit andern Damen der Gesellschaft unermüdet thätig sehen. Diese Volksküche, vorzüglich eingerichtet, entspricht ihrem Zwecke in jeder Beziehung und bietet dem Wohlthätigkeitssinn der Wiener Bevölkerung neue Gelegenheit zur Betätigung. Denn bei aller Empfänglichkeit für die heiteren Gaben des Lebens vergißt das echte Wiener Kind niemals die ernstere Pflicht, Gutes zu thun und Gutes zu fördern. Fröhlich mit den Fröhlichen, aber auch offenen Herzens und offener Hand, wo es zu lindern, zu helfen gilt — das ist die Stadt Wien!

Eine Chioggiotin.

Seitdem Chioggia — eine Fischerstadt von circa 30,000 Einwohnern — tägliche Dampfschiffsverbindung mit Venedig hat, ist es den Fremden zugänglicher, als früher, da man nur auf Fischerbooten hingelange. Wir fürchten nicht, daß die Originalität des Ortes und seiner Bewohner deshalb bald verwißt werde, denn letztere sind darauf angewiesen, von Tag zu Tag sich ihren Unterhalt zu verdienen, ein Volk der Arbeit — also in Trachten und Gebräuchen conservativ. Dennoch fühlen wir eine gewisse Genugthuung darüber, daß die Eigenart dieser Stadt schon jetzt durch die Kunst auf die fernste Nachwelt gerettet ist. Eine der köstlichsten Aquarellen unseres Ludwig Passini stellt einen Improvisatore Chioggiata's im Kreise seiner Zuhörer dar. Da haben wir eine an sich charakteristische Scene und eine Fülle ursprünglicher Gestalten. Einfacher ist der Vorgang des Bildes, das wir reproduciren. Seitab von der geräuschvollen Piazza, in einer stillen, überwölbtten Gasse küßt eine andächtige Chioggiotin das Madonnenbild, das in einer Nische unter brennender Lampe hängt.

Aus der „Ponda“, einem weißen Tuch, das, in der Taille gebunden, über den Kopf genommen wird, streckt sich das magere, strenglinige Gesicht und die Hand, eine feste, keineswegs kleine, doch nicht unschöne Hand. Wenn auch der Marktfläm bis in dieses Nebengäßchen tönt, in ihr ist augenblicklich Stille: Vor oder nach einem Sturm — wagen wir nicht zu bestimmen. Vielleicht auch küßt sie das Bild nur aus frommer Gewohnheit, so im Vorübergehen. Jedenfalls ist sie eine echte und rechte Frau aus dem Volke, die, wie arm die Erde sie lassen mag, dem Himmel immer noch dankbar ist. —

Das russische Künstlerpaar Karatikin.

Von Karoline Bauer.

Es war im October 1831 zu Petersburg, nach der Vorstellung des „Pfefferkörbels“. Eben wollte ich mich des hübschen Costüms der Pfefferkuchenverkäuferin entledigen, als es an das Garderobezimmer pochte, und auf die Frage „Wer?“ vernahm ich Director von Helmersen's Stimme und folgende Bitte: „Zürnen Sie nicht, wenn ich störe; Karatikin's befehlen darauf, Ihnen ihre Bewunderung auszudrücken und wollen Ihnen Logenplätze zu „Kabale und Liebe“ verehren, zu dem morgen Abend stattfindenden Benefiz der Künstler; sie harren der Antwort, hier auf der Bühne.“

Natürlich rief ich, indem ich die Thür aufriß: „Herzlich sollen mir Herr und Frau Karatikin willkommen sein!“ Helmersen eilte sie zu benachrichtigen, und nach wenig Secunden trat das Ehepaar ins kleine, niedrige Zimmer, denn damals mußte die deutsche Truppe im häßlichen Circus-theater spielen. Wie geblendet fuhr ich zurück, denn solch schöne, imposante Menschenkinder hatte ich nie erblickt. Mit fürstlichem Anstand verbeugte sich Karatikin und küßte mir die Hand; sie, die herrliche Frau, umarmte mich und sprach in reinem Deutsch: „Wir sind Ihnen innigst zugethan, fühlten uns schon bei Ihrem Gastspiel zu Ihnen hingezogen, freuen uns, daß Sie unsere Collegen geworden sind, und hoffen, Sie während „Kabale und Liebe“ in der Loge zu sehen.“ Dabei übergab sie mir die Bilette, „Oberst Seroff, der ja oft in Ihrem Hause ist, wird Sie nebst der Frau Mutter abholen und sicher nach dem entfernt liegenden steinernen Theater hin und zurück in seiner Equipage geleiten.“ Dies Alles brachte die Liebesswürdige so unbeschäftigt gemüthlich vor, daß ich wie meine Mutter, von Rührung übermannt, nicht sofort die Antwort fand.

Vor allen Dingen, begann ich nach errungener Fassung und im Ton des Pfefferkörbels heiter und herzlich, „lassen Sie mich das berühmte Künstlerpaar betrachten; mein Gott, wie sind Sie beide so prächtig anzusehen! ich weiß nicht, wem ich den Preis erteilen soll, dem hohen, schlanken Helden, der mit dem Kopf beinahe die Decke des Zimmers berührt, oder der holden Gattin, die mit den großen schwarzen Sammetaugen Einem das Herz stiehlt; ich bin weg, rein weg, und erwidere Ihr freundliches Entgegenkommen von ganzer Seele!“ Fröhliches Lachen erschallte nach der naiven, doch wirklich empfundenen Erwiderung, selbst der alte Helmersen, immer so trübselig blickend, stimmte mit ein, und die Freundschaft war schönstens angebahnt. Am andern Abend punkt sechs Uhr saß ich mit der Mutter und Oberst Seroff im steinernen, überfüllten Theater.

Der Oberst hatte uns während der langen Fahrt mitgetheilt, daß Karatikin nicht von Vorbildern geleitet sich herangebildet hätte; Talent, Genie, eiserner Fleiß ließ Beide künstlerische Vollendung erreichen. Ein größerer Urlaub, den sie benutzten, um die Pariser Theater zu studiren, Talma, Mlle. George, Mlle. Mars in allen Hauptrollen zu sehen, wirkte vortrefflich auf die Geschmacksrichtung. Auch die Berliner klassischen Vorstellungen seien belehrend gewesen, doch das russische Publicum verlange andere Spielweise, und daß Beide dem Geschmack ihres Publicums nachzukommen gewußt hätten, ohne zu übertreiben, das gereiche Karatikin zum höchsten Ruhme. „Nun,“ hatte er geschlossen, „Sie werden ja bald inne werden, was die slavischen feuerprühenden Naturen von ihren Künstlern verlangen.“

Zu wohl, ich sollte inne werden, daß deutsche und russische Komödie sich nicht vergleichen lassen; erstens wurde den Intentionen des Dichters nicht immer Rechnung getragen, die bürgerliche, einfach erzogene Louise spielte wie eine heroische Heldin, Ferdinand raste, wüthete, schluchzte, knirschte, wie nur Karl Moor in den Räubern es darf bei der Kunde von des Bruders Vergehen gegen den Vater. Die Mitspielenden suchten nach Kräften sich Karatikin's gluthathmender Spielweise anzuschließen, und trotz der Vernunftgründe, die ich mir vordredigte um mich nicht total verblenden und hinreißen zu lassen, sah ich dem Ungeheuerlichen zu mit wachsendem Interesse; es regte mich auf wie Wein. Aber auch die Zuschauer nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch, besonders die Pappenheimer, wie Jßland das Galeriepublicum betittelt hat, das aber hier im „steinernen Hause“ das Parterre füllte. In den grauen, braunen oder buntten Kitteln, mit den langen, glatt niederhängenden Haaren sahen diese Pappenheimer so arm und bescheiden aus, und doch, die Augen starrten wie in Ekstase nach der Bühne, und wenn dem Künstlerpaar rauschender Beifall wurde, stimmten die Muschik's (Bauern) ein, hoben auch dann und wann die Arme begeistert empor und fielen sich im Uebermaß des Schredens und Entzückens um den Hals; dies bemerkte ich nach dem Schluß des zweiten Actes. „Du wirst krank werden,“ sagte meine Mutter, „Deine Wangen glühen, was ist Dir? ich habe Dich noch nicht so gesehen!“ „Ganz natürlich,“ entgegnete ich, „denn solch Außergewöhnliches habe ich auch noch nie gesehen, möchte auch nicht oft es wiederholen, aber nun müssen wir eben den Taumel mit durchmachen.“

Karatikin bot als Ferdinand das prächtigste Bild des jungen Officiers, er glich dem Schauspieler Kunst in seiner Blüthezeit, auch erinnerte Blick und Profil an Talma. Der große Mine Fleck muß vielleicht im Stande gewesen sein, nach Tied's Beschreibung, gleich ihm Liebesworte zu flüstern, und in Bern, Schmerz, Verzweiflung aufzuschreien, aber gewiß viel gemäßigter. Fra Aldrige erinnerte mich als Othello an Karatikin. Wie er dem Vater zurief beim Schluß des zweiten Actes: „Ich lege meinen Officiersdegen auf dies Mädchen,“ die Geliebte zur Erde gleiten ließ, dann den Vater am Arm faßte, vorzog und gleich einem Tiger mehr röchelte, als drohend flüsterte, dabei mit den Augen gleich Dolchen ihn durchbohrend, war es überwältigend; Karatikin übertrieb, wenn wir den streng künstlerischen Maßstab anlegen, aber wie er es that, riß er unwiderstehlich hin und blieb großmüthig und edel. Ich fürchtete wirklich, der Hofmarschall Kalb würde gleich einer Fliege von dem wüthenden Ferdinand zerdrückt werden; die Erbärmlichkeit des Feiglings gewährend, lachte er markdurschütternd wild auf und warf ihm Blicke der tiefsten Verachtung vor dem Abfärzen zu.

Am herrlichsten entfaltete Karatikin sein Talent im letzten Acte. Das Weinen am Hals der Geliebten entlockte Thränen des Mitgeföhls, er schluchzte, zitternd, bebend bis in die Grund-

vesten seines Seins, als wollte er mit der Thränenfluth Bebe wohl allem Glück, dem Leben selber sagen und die Seele ausgehauen. Als Louise ihre Treue eingesteht, er sie unschuldig hingepfert sieht, malte sich auf seinem Antlitz Todesqual, Entsetzen, Reue in erschütternder Weise. Die letzten Worte zum Vater, das Hinsinken zur Geliebten, „laßt mich auf diesem Altar verschmelzen,“ ist mir unübergeßlich geblieben, und wie er sein bloßes Haupt an die Brust Louisen's legte, todtnüde dem um Verzeihung flehenden Vater die Hand matt reichte, ohne die brechenden Augen von dem theuren Antlitz der Verbliebenen zu wenden, war unbeschreiblich rührend und ergreifend.

Seine Gattin bildete mit ihm ein Zusammenwirken des schönsten Verständnisses. Groß, imposant, an Frau Stiche Crelinger erinnernd, nur voller, blühender, ihre Physiognomie regelmäßiger, mit gleichen Prachtaugen, gebot sie über eine noch vollkommene Stimme, und wo es die Rolle der Louise nur irgend zuließ, brach leidenschaftlichste Gluth hervor. Madame Karatikin zeigte nicht die Schiller'sche Louise, nicht die zarte, weiblich holde Tochter des armen Musikanten, aber immer doch ein herrliches Geschöpf, und bei der Stelle, in der Scene mit der Lady: „So nehmen Sie ihn hin, Milady“ zc. begriff man den plötzlichen Umschlag im Willen und Charakter der Lady Milford. Mit dem Vater im letzten Act war sie unendlich rührend, das Ansmühen an den Armen, das Streicheln der Wangen und Geloben, für ihn das Leben ertragen zu wollen, süß, kindlich, reizend, und der Angstschrei beim Erscheinen Ferdinand's machte die Zuschauer erbeben; einige Muschik's schlugen die Hände über den Kopf zusammen, sie schienen außer sich über das Erschrecken der Louise.

Betrübt, entzückt, wie im Traume berückt gelangte ich nach Hause, die Mutter klagte über heftiges Kopfweh und versicherte, nie mehr einer russischen Tragödie beiwohnen zu wollen, denn dazu bedürfe man anderer Nerven; ich konnte kein Auge schließen, bestand aber andern Tages darauf, Madame Karatikin in einem modernen Drama zu sehen, in dem Stück „Le fou“, aus dem Französischen.

Madame Karatikin spielte durchweg meisterhaft. Das Melodramatische des Stückes paßte mehr zu ihrer Spielweise als die bescheidene Louise Miller, und sie brachte namentlich im letzten Act Effecte zuwege, daß ich mich heute noch frage, wie hat sie dies auszuführen vermocht?

Im Sommer besuchte ich Karatikin's und brachte ihnen Landgüthen, eine Meile von Petersburg, und brachte einen Tag bei dem glücklichen Ehepaar zu.

So ein Landgüthen, um reine Luft athmen zu können, besteht aus einem einstöckigen hölzernen Hause, dahinter Scheuer, Remise, Stallung, ein dürftiger Obstgarten, Wiesen, ein plätschernder Brunnen und einige große Bäume, die das Haus kaum genügend beschatten. Rings herum unübersichtbare Felsblöcke anzusehen.

Friede, Ruhe, Einsamkeit! Die Zimmer freundlich, sommerlich, hübsch eingerichtet; sehr gutes Essen, freundlicher, sülker Kutscher, der auch servirte, eine behäbige Köchin, die auch noch die Hausgeschäfte besorgte.

„Hier studiren wir am liebsten neue Rollen ein,“ sagte lächelnd die liebenswürdige Frau, „wir ziehen dieses Stillleben, die einförmige Gegend jedem Aufenthalt im Auslande vor; ich und mein Gatte sind am liebsten in unserm heiligen Rußland; verbietet schlechtes Wetter das Herumschweifen durch Wiesen und Felder, so besuchen uns die nächsten Nachbarn, oder wir sie, in der kleinen Landequipage. Da könnten Sie musirciren hören bis spät Abends, und belebtes Conversiren, was erheiternd, erfrischend auf das Gemüth wirkt.“

Karatikin ging wenig Schritte von uns auf und ab, erteilte Befehle dem Kutscher und der Köchin*. Sein Gang war elastisch, seine Bewegungen voll Grazie, und der milde Ausdruck seiner sonst ersten Züge äußerst anmüthig.

„Nicht wahr?“ frug die Gattin, als wüßte sie um meine Gedanken, „Karatikin erscheint Ihnen schön und edel? wenn Sie aber seinen Biederfinn, seinen sanften, vortrefflichen Charakter kennen lernten, Sie müßten ihn lieb gewinnen und —“

„Lieb? das ertragen Sie?“ fiel ich lachend ein.

„D, ich meine als Kunstgenosse,“ lachte sie fröhlich mit, „er ist ein herrlicher Künstler; wie spielt es sich mit Karatikin, wie weiß er zu begeistern und Großes zu wagen! wenn ich Sie, holde, umringt von Ihren deutschen Collegen, sich so abmühen sehe, um Leben den kalten Geschöpfen einzuhauhen, kommen Sie mir wie verwaist, wie Preciosa vor, und ich fürchte, Sie verlassen der mangelhaften Unterstützung wegen bald Petersburg.“

Gerührt von der geäußerten Theilnahme bat ich, mir zu erklären, wie sie, die fanatische Russin, zur Deutschen sich hingezogen fühle?

„Sind Sie mir nicht auch gut und freundlichst gesinnt?“ erwiderte sie rasch. „Sympathie läßt sich nicht analysiren, genug, mein Gatte und ich wünschen Ihnen von Herzen Glück und Segen!“

Nur mit einer Umarmung vermochte ich zu antworten, so sehr bewegten mir diese Versicherungen mein Herz. Es sind seit jenem Tage bei Karatikin's vierzig Jahre ins Meer der Ewigkeit geflossen, und doch wie gestern sehe ich die schöne Frau und erinnere mich der herzigen Worte.

Karatikin benahm sich gegen seine Gattin wie der zärtlichste, aufmerksamste Bräutigam, er lauschte ihr so zu sagen aus den Augen ihre Wünsche ab; sie schien ihn anzubeten.

Wenn ich manchmal gefragt wurde: welches Künstlerpaar schätzen Sie als das glücklichste? so lautete meine Antwort: „Als das glücklichste? Das ist mir nicht klar geworden, aber als eins der glücklichsten sicher Karatikin's.“

Viele, viele Jahre spielten Karatikin's sich und dem Publicum zur Freude, gingen vereint zu Charakter- und Anstandsrollen über, ohne daß der Beifall weniger laut geklungen hätte, sie blieben die hochgeschätzten, gefeierten Lieblinge der Petersburg's.

Nachschrift. Ich wollte vor wenigen Tagen diesen Aufsatz der Post übergeben, als durch merkwürdigen Zufall ein Brief aus Petersburg von einer Jugendfreundin anlangte, in dem u. A. noch Folgendes zu lesen war:

„Gestern begegnete ich Frau Karatikin, immer noch schön und imposant; sie hat nach dem Ableben ihres Gatten ihre Pensionirung erbeten und erhalten. Ich soll die innigsten

Grüße ausdrücken und fragen, weshalb Sie denn in den Petersburg'schen Erinnerungen kein Sterbenswörtchen über sie und den Verstorbenen gesagt? Sie gedächte Ihrer noch herzlichst, des Mädchens wie der Künstlerin, ob sie sowie der Selbige, um den sie unjählich traure, und dessentwillen sie vor Heimweh kaum mehr zu leben vermöchte, ganz und gar vergessen seien?“

Daß dies nicht der Fall, beweisen diese Erinnerungsblätter, und wie ein Kind (freilich ein altes Kind) freue ich mich zu vernehmen, ob mein Urtheil wie treues Gedenden sie angesprochen habe; es ist die wohlthwendigste Antwort auf die Anfrage.

Die Mode.

Es ist begreiflich, daß ich an den Fortschritten und Wandlungen eines Magazins innigsten Antheil nehme, das mir wie das Gerion'sche von Kapitel zu Kapitel meiner Modechronik die freundlichste Unterstützung gewährt, den reichsten Stoff geboten hat. Unabhängig, kann ich glücklicher Weise auch unparteiisch sein und das Nüchternen rühmen, ohne in den Verdacht zu gerathen, Reclame zu machen. Soviel ich weiß — meine persönlichen Erinnerungen reichen allerdings kaum über ein Drittel der Zeit zurück — ist das Haus „Hermaan Gerion“ vor vierzig Jahren gegründet worden. Die Zeit hatte innerhalb dieser langen „Spanne“ für ein Schiff, das unter der Flagge Luxus fährt, oft bedenkliche Witterungsstürme. Doch unjer „Gerion“ führte einen Casar, oder, richtiger, ein Casar führte dies Schiff. Um geschäftsmäßiger, aber auch die volle Wahrheit zu sagen: das Gerion'sche Magazin errang sich durch Heranziehen der trefflichsten Arbeitskräfte, Güte und Reichthum des von Saison zu Saison aus den besten und ausländischen Bezugsquellen erneuerten Vagers, strenge Richtigkeit und coulant Bedienung nicht nur einen Weltruf, sondern auch eine Weltundschast. Es erhob, wie sich der Fachmann ausdrücken würde, die Confectionsbranche zu einem Specialartikel für Berlin“. So ist denn nachgerade das große Haus zu enge, eine Erweiterung des ganzen Geschäfts nothwendig geworden, und sehen sich die bisherigen unermühtlichen Leiter desselben veranlaßt, an einen Erbsch auf ihrer Kräfte zu denken. Durch Cooptation jüngerer und doch schon bewährter bieten sie dem Publicum die Sicherheit, daß ihr Geschäft mit der immer jugendfrischen „Zeit“ Schritt halte. Auch das Gute kann noch besser werden, sagen sie — und das ist fürwahr der beste Grundsatz.

Was nun die Art und Weise der Vergrößerung des Magazins „Gerion“ betrifft, so vollzog sie sich wie folgt: Im alten Geschäftslocal und unter der alten Firma „Hermaan Gerion“ wird das Möbelstoff-, Gardinen- und Teppich-Geschäft die Specialität und zwar in großartigem Maßstabe, so daß das Publicum dort einen Bazar aller für Wohnungs- und Zimmereinrichtungen nur erdentlichen Gegenstände findet. Das Manufactur-, Mode-, Seidenwaaren- und Confections-Geschäft aber (sowie die Summe aller übrigen bis jetzt geführten Artikel) wird unter der Firma „Mode-Bazar Gerion und Compagnie“ vorläufig, wenn auch getrennt, in denselben Localitäten fortgeführt. Vorläufig! denn schon schreibt der ausschließlich dafür bestimmte Neubau (Werderstraße 10, 11, 12 und Unterwasserstraße 1, also in unmittelbarer Nähe des alten Locals) seiner Vollendung entgegen. Die Eröffnung dieses „Selam öfne dich!“ der Mode wird ohne Zweifel ein Ereigniß, ein Stelldichein der eleganten Welt sein! Glückauf!

Da ich bei Gerion bin, bereite mir der Uebergang zu meinem Thema keine Verlegenheit. Ich beginne sofort mit dem Radmantel, dem ich bei aller Zweckmäßigkeit das eine Uebel nachlagen muß, daß er uns die Promenaden-Touletten unserer Wirthschaftlern, die wir ja so gern — bewundern, allzusehr verbringt.

Das schwarze Kleid ist ganz besonders bevorzugt; es wird sogar zu größeren Gesellschaften getragen; mit Stiderei aus Schmelz, Chenille oder Seide in matterm Blau, hellem Rosa oder Strohbügel garnirt.

Man fertigt Roben aus sehr hellem Stoff und garnirt sie mit gleichem Stoff, aber im dunklern Farbenton.

Besonders beliebt sind noch immer Costüme aus Wollstoff über Sammet in folgender Weise arrangirt: Der Rock aus olivgrünem Sammet ist vorn mit Wuffen, hinten mit Volants versehen, das Ueberkleid aus Wollstoff mit der Farbe des Rockes übereinstimmend, vorn ganz glatt, mit Revers aus Sammet. Dieses Ueberkleid ist in der vorderen Mitte und an der rechten Seite zum Knöpfen eingerichtet, die linke Seite ist mit Sammetstreifen garnirt. Der Rückenteil hat den Schnitt einer Polonaise und ist an der Taille mit Schößen versehen, welche vier Taschen bilden und zwar zwei aus Wollstoff, zwei aus Sammet. Die Aermel sind aus Sammet.

Im Frühjahr wird man Kleider tragen, deren Röcke als einzige Garnitur hinten einen Wausch haben, und deren Taillen (Weste Louis XIV.) aus reichste mit Spitze, Schwallen und Rodeln garnirt sein werden.

Aus Paris höre ich, daß die eleganten Damen der Tunita untern werden. Aber maßgebend in Modebingen ist bekanntlich selbst Paris nicht mehr.

Alle Gesellschaftskleider werden vorn offen, hinten mit hochstehendem Kragen getragen. Die Taille ist vorn mit Revers und auf den Schultern und Aermeln mit Agretten versehen; dieselben sind an beiden Enden abgegräbt, auf der Achsel aufrechtstehend arrangirt. Der hochstehende Kragen sowie die Achselbesätze sind mit Futter in hellerer Nuance versehen. Man nennt dies Costüm Maria von Medici's.

Man wird sehr viel Kleider aus Sicilianer mit Faxe vereinigt tragen, aber meist zur Brauttoilette.

Zur Toilette trägt man farbige Gaze mit Sammet zusammengestellt, oder Falten-Arrangements aus Faxe durch Theorienranken gerast. Diese Garnitur ist von entzückender Wirkung auf gaze mauve palle und Faxe in dunklerer Nuance.

Die klassischen Ballroben wird man mit Geranien in allen Farbentönen garniren; sie werden, reihenweise geordnet, die Puffen trennen, welche den Rock garniren. Auch Roletten von Spinnweben gibt es, welche dazu dienen, den zweiten Rock zu raffen; jede Feder begrenzt eine Perle von der Farbe des Kleides.

Die kleinen Westen werden im Frühjahr viel getragen werden und zwar aus starkem Tuch von der Farbe des Kleides. Die Ringieren zur Toilette sind aus weißer und farbiger Leinwand, die sehr engen Kermel begünstigen diese Mode. Zur Abend- und Gesellschafts-toilette verwendet man Seidenkleidung; an der linken Seite der Taille befindet man ein kleines Bouquet oder eine Schleife. Diese kleinen Nüchternheiten nennt man Decorationen, und sie erhöhen in der That die Wirkung der Toilette.

Wir besitzen eine beträchtliche Mannichfaltigkeit von Schnallen, manche sind mit einer kleinen Seidenfalte überdeckt, auf welcher man eine Perlenfädeln ausführen kann. Diese Schnallen werden zu gestickten Kleidern verwendet in Verbindung mit den mit Perlen besetzten Spigen.

Stahl wird am Abend sehr viel getragen; man fertigt schmale Rämme, kleine Schnüre, welche man im Haar befestigt, Schmetterlinge und Schleifen aus Faxe in mattern Farben. Dieser Schmuck ist sehr hoch und immer an der linken Seite zu befestigen.

In der jetzigen Saison ist die ganze Zeit unserer Modistinnen den Dinner- und Soireetouletten gewidmet. Man könnte sagen, daß die zu kurzen Tage nicht ausreichend sind, unsere Arbeiterinnen zu neuen Ideen zu begeistern; dennoch fängt es im Reich der Mode, schon an zu blühen, und Stoffe und Gewebe sind bereits bekannt, bewundert, gewäht. Weiß wird man auch in diesem Jahre den Stoff le Böge tragen, einen Wantaifestoff, gestreift in Wolle und Seide, dann schwarzen Kashmir mit Stiderei aus schwarzer Cordonneseide und Schmelzperlen. Man bereitet sogar schon Mantelets vor, kleine Dolmans, mit genannter Stiderei ganz bedeckt und am Aufheirande entweder mit Perlenfransen umgeben oder mit einer Spitze, welche in gleicher Weise mit Perlen besetzt ist.

Der Frühling wird auch sein besonderes Costüm haben: Das Kleid mit Wausch, vorn mit mehreren Volants oder einer anderen Garnitur, hinten mit ein em Volant versehen, die Taille mit Schößen, die an der Seite Taschen bilden. Man wird auch Polonaisen tragen, doch werden die diesjährigen in keiner Weise den vorjährigen gleichen, nur denselben Namen haben. Sie sollen vorn offen sein, so daß der vordere Theil des Rockes sichtbar wird, und mit Passementerie und Schmelzbesatz garnirt; an der rechten Seite eine Tasche mit Schmelzborte besetzt, zc. Diese Polonaisen werden hinten ein postillon endigen, den Wausch und den Rock frei lassend, es ist dies eine Art großer Weste, welche nur die Seiten des Rockes garnirt, ohne den übrigen Theil zu bedecken.

Aus leichtem Tuch wird man in diesem Frühjahr keine Röckchen mit Revers und kleinen Taschen aus Sammet tragen, Dolmans mit Aermeln, welche der Länge nach mit Passementerieflechten bedeckt sind.

Man wird sehr viel Paletots aus Faxe anfertigen, mit Spitzenschnallen besetzt, welche durch Passementerie aus Schmelz getrennt sind; man garnirt außerdem diese Paletots mit breiten Spigen, die Garnitur erfordert aber Kleider ohne Tunita; die Spitze umgibt den Aufheirand des Paletots.

Zur Abendtoilette wählt man helle Farben, man garnirt sie mit Seide in dunklerer Nuance und mit weißen Spigen. Ich sah einen solchen Anzug, der reizend war: Rock aus einfarbiger, mattblauer Seide und mit Doppelwausch, der vordere Theil desselben mit vier Volants garnirt, abwechselnd

* In Rußland nimmt der Herr des Hauses seiner Gemahlin öfter die häuslichen Tagesgeschäfte ab.

von hellerem und dunklerem Stoff, je in einer Entfernung von 10 Centimeter aufgesetzt, dann eine Schürze von hellem Stoff, mit einem Bolant in dunklerer Nuance garnirt. Diese Schürze ist nur an der linken Seite gefasst, an der rechten Seite eine breite, weiße Spitze, in Talfalten auf der Schürze arrangirt und an der linken Seite auf dem Rock. Die Taille ist von hellem Stoff, mit Schößen und vorn tief ausgeschnitten, hinten eine kleine Kutsche mit abgerundetem Revers, vorn abschließend. Die Ärmel reichen bis über den Ellenbogen und sind mit einem Revers aus dunklem Stoff garnirt, welcher zur Hälfte durch eine Spitze gebildet wird; eine Tüllkutsche ist der Taille eingehaftet, den unteren Rand der Ärmel garniren Tüllpuffen.

Zur Abendtoilette fertigt man auch sehr hübsame Anzüge aus schwarzer Gaze mit Sammetstreifen, man stattet dieselben reicher aus, wenn man auf den klaren Streifen kleine Blätterverzierungen anbringt; man führt diese Siderie mit schwarzen Perlen aus oder näht eine einfache Reihe Perlen gegen den Sammetstreifen. Diese Kleider sind meist mit Band von sehr hellen Farben garnirt. Man wird auch Kleider aus schwarzem Tuche tragen, mit englischer Seidenfärberei verziert; man wird mit solcher auch Kauchmirtoben garniren.

Für junge Mädchen werden Roben aus Tarlatan mit drei Köden gefertigt; jeder Rod zieht eine Einfassung von Blumen. Die Taille garnirt man mit einem Faltenarrangement aus Gaze in der Farbe der Blumen oder aus Tarlatan mit einer Einfassung von Blumen.

Die Ärmel der Soireetoilette endigen am Ellenbogen und sind mit Spitze und Tüllpuffen garnirt.

In Betreff der Hüte scheint es, daß man meist den Hut aus Italiener Stroh tragen und denselben mit Band von der Farbe des Kleides oder vielmehr des Costüms garniren werde.

Für das Seebad wird man kleine Toques (Faltenhüte) aus Batist oder Musselin, doch stets mit dem Costüm übereinstimmend anfertigen. Der Kopf der Strohüte wird mit gefaltetem Tüll bekleidet fein, zur Garnitur wird man Blumen, Früchte, besonders Weintrauben wählen.

Und so wäre ich denn bereits bei unseren Ferien angelangt. Ein weitreichendes Programm! Wenn die Mode ihre Prophetin nur nicht Lügen straft!

Veronica von G.

Wirthschaftsplaudereien.

Zu den wesentlichsten und werthvollsten Verbesserungen der Plattvorrichtungen gehören diejenigen, welche gestattet, gleichzeitig mehrere Platten zu erwärmen, so daß man, ist ein Eisen nicht mehr heiß genug, im Augenblick ein neuangeheiztes in Gebrauch nehmen kann. Es sind dies die Plattöfen, deren ältester der kleine französische Plattofen ist, welcher für 6 bis 8 und mehr Eisen bestimmt, mit jedem beliebigen Material geheizt werden kann. Die Eisen, welche ohne Feuer sind, werden mit der unteren polirten Fläche gegen die in Felder eingetheilte fegeformige Ofenwand geheizt und durch letztere geheizt. Ganz besonders empfehlenswerth für größere Haushaltungen ist Cohn's Revolverplattofen, dessen Abbildung und Beschreibung wir im Jahrgang 1870 (Seite 218) haben und hier zum wiederholten Abdruck bringen.

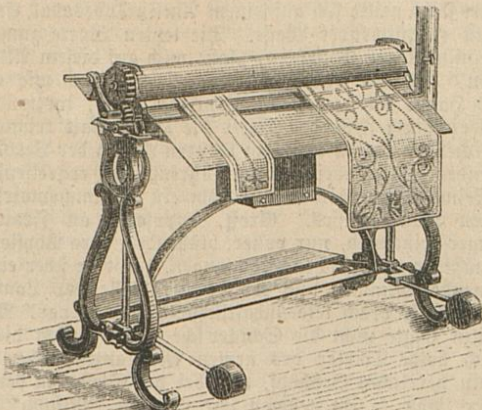
Auf einem hölzernen Gestell (a), welches übrigens zu entbehren ist, steht, getragen von einem dreibeinigen kleineren Tischchen (f), der eigentliche Ofen. Dieser besteht aus einem Schacht von der Höhe der Platten und einer solchen Weite, daß 4 Eisen ihn umstellen können. Der Ofenschacht, unten mit Koks (und darunter stehendem Aschenbehälter) versehen, ist von einem gußeisernen Mantel umhüllt; es entsteht dadurch ein Zwischenraum, in welchem die Platten eingehängt werden. Diese Eisen sind besonders geformt (b) und in fünf Größen vorhanden, ihr Holzgriff ist einseitig befestigt. Der Plattofen wird durch einen drehbaren Deckel (c) verschlossen, der mit einer Klappe (d) versehen ist, durch welche die Eisen eingehängt und herausgehoben werden. Das Zugrohr, welches man zum Fenster hinaus oder in einen Ofen leitet, schließt (bei e) lose den Ofenschacht, kann mittelst einer beigegebenen Gange zum Schüren und Füllen des Ofens mit Heizmaterial abgehoben werden und wird durch einen lraformigen, mit dem Ofen fest verbundenen Bügel gehalten. Die Platte des mittleren Tischchens (f) ist um ihre Achse drehbar, so daß man sich jedes Eisen zur Hand drehen kann (daher der Name Revolverplattofen), um es bequemer fassen zu können. Als Heizmaterial benutzt man am besten nußgroße Holzkohlen, zum Nachfeuern kann man auch Coaks benutzen. In einer halben Stunde ist der Apparat geheizt; es können dann so viel Personen, als der Ofen Platten fassen, beständig arbeiten, und wenn die herausgenommenen Eisen stets sofort durch neue ersetzt werden, immer wieder neu geheizte Eisen zur Verfügung haben, sobald die benutzten Eisen erkaltet wollen. Wertvoll ist der geringe Verbrauch von Brennmaterial in diesem Ofen, denn es verbrauchen vier Plattinnen bei zwölfstündiger Arbeit nicht mehr, als für zwei Großen Coaks, ein Vorzug, dessen sich kein Plattofen von anderer Construction rühmen kann. Da eine Belästigung der Platten durch Kohlenoxydgas wegen des Abzugsrohres vollständig verhindert ist, so verdient auch diese Vorrichtung die größte Würdigung von Seiten der Hausfrauen.

Schließlich sei zu allen bisher aufgeführten Plattvorrichtungen die Bemerkung gemacht, daß, wer eine oder die andere besitzt, nicht unterlasse, sie in gutem Stande zu halten. Die Plattöfen müssen von Zeit zu Zeit mit einem Brei aus Graphit (Wasserblei) und schwachem Spiritus mittelst einer Bürste angestrichen und trocken nachgebürstet werden, damit sie ihr schönes Aussehen behalten und vor dem Rosten geschützt sind. Die Platten schützt man vor Rost, indem man sie warm mit einem mit Paraffin oder Wachs (nicht Stearin!) getränkten Lappchen abreibt. Ebenso wichtig ist es, vor dem Gebrauch die Platten sorgfältig zu reinigen und etwaige Roststellen zu beseitigen. Der Eisenrost, als größter Feind der Plattvorrichtung, kann auch dadurch vermieden werden, daß man vernickelte Platten in Gebrauch nimmt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden jetzt fast ausschließlich diese vernickelten Eisen verwendet. Eine nicht unwesentliche Hilfe bei dem Plattgeschäft ist auch ein gutes Plattbrett. Als bestes können wir das von Fr. Kuppert in Chemnitz konstruirte sogenannte „mechanische Plattbrett“ empfehlen. Dasselbe ruht mit seinem breiteren Ende auf zwei getrennten Doppelstangen, die am Boden sich auf ein langes, rechts mit einer Rolle, links mit zwei Handhaben versehenes Brett stützen. Die ganze Vorrichtung läßt sich leicht zusammenklappen und kann daher nach dem Gebrauch, ohne viel Raum fortzunehmen, überall einen Platz finden.

Zu den Plattvorrichtungen sind eigentlich noch die Tollmaschinen zu rechnen. Wir haben eine größere Tollmaschine auf Seite 19 des Jahrgangs 1869, eine kleinere, amerikanische im vergangenen Jahre auf Seite 114 abgebildet und erläutert, und glauben uns mit diesem Hinweis begnügen zu müssen.

Wir können das Kapitel der Plattvorrichtungen nicht verlassen, ohne der Appretirmaschinen (Nr. 2) zu gedenken, welche sonst nur in Fabriken (Färbereien, Bleichereien etc.) gebräuchlich, neuerdings auch in kleineren Formen für den häuslichen Gebrauch hergestellt worden sind. Wir haben dieselben auf der Wiener Weltausstellung in Thätigkeit; ausgefertigt waren sie von F. Decandun & Co. (Paris, rue de Montreuil 77). Die Appretirmaschine erweist vollkommen die Feingebilde und für viele Fälle, das heißt bei nicht salzigen Wäschegegenständen, Gardinen, Leibwäsche, Wandern etc. das Bügeln. Ebenso kann man auf dieser Maschine wollene und seidene Stoffe appretiren, so daß sie wieder wie neu erscheinen. Wir geben eine Abbildung der Maschine. Die Wäsche geht zwischen der mit Tuch überzogenen ersten Walze und einer polirten Metallplatte hindurch, wird also ganz gleichmäßig und dabei sehr schnell geglättet. Die Maschine ist für Heizung mit Kohlen, Holz oder auch für Gas eingerichtet, sie wird durch Treten in Bewegung gesetzt und arbeitet sehr ruhig, sicher und schnell. Diese Maschinen werden

sich, da sie einen verhältnismäßig hohen Preis haben, naturgemäß nur für sehr große Haushaltungen, Pensionate, Gasthöfe etc. bezahlt werden. Die kleinste Form derselben, zum Drehen mit der Hand, mit Gas zu heizen und auf einen Tisch zu stellen, kostet 190 Francs.



Nr. 2. Appretirmaschine.

Das Auffärben von Glacéhandschuhen. Weiße oder hellfarbige Glacéhandschuhe, zu gut zum Fortwerfen, zu schlecht, um nochmals nach der Benzindäsche für neu oder elegant genug gelten zu dürfen, gibt es in jeder Haushaltung, in großen Familien sammeln sich das Jahr über Dutzende an. Da ist es denn schon lohnend, wenn man die Handschuhe durch Auffärben wieder tragbar macht. Soll dies recht sauber geschehen, so ist beim Auffärben allerdings eine hölzerne Hand nothwendig, auf welche der Handschuh gezogen wird, andernfalls Farbeflüssigkeit sein Inneres und beim Tragen die Hände besiedeln würde. Um die Handschuhe gleichmäßig zu färben ist es zunächst erforderlich, sie wie gewöhnlich von Fett und Staub durch Waschen mit Benzin zu reinigen. Dann zieht man einen Handschuh über die hölzerne Hand und bürtet ihn glatt ab. Nun bürtet man ihn mit Weingeist ab, bürtet mit einer Abtuchung von Blauholz nach, läßt zehn Minuten liegen und bürtet wieder mit derselben Abtuchung. Nach abermals zehn Minuten taucht man den Handschuh in eine Lösung von Eisenvitriol und bürtet ihn hierauf mit warmem Wasser ab. Will man die Farbe fischschwarz haben, so legt man dem Blauholzabzug etwas von einer Abtuchung von Gelbbolz oder Quercitron zu. Um dem Schwarz einen bläulichen Schein zu geben, reibt man den Handschuh nach dem Färben mit etwas Salmiakgeist ab. Beginnt der Handschuh zu trocknen, so reibt man ihn mit etwas Brocveröl und Talcum ab, legt ihn zwischen Flanel und preßt. Man wiederholt dies Abreiben noch einmal. Braun färbt man durch Aufbürsten von Gelbbolz, Rothholz und Blauholzabtuchung mit etwas Alaun. Je nachdem man mehr oder weniger von einem oder dem anderen Farbstoff genommen, erhält man andere Nuancen. Zum Dunkel der Farbe verwendet man eine sehr verdünnte Lösung von Eisenvitriol. Gra u erzeugt man durch Aufbürsten einer Abtuchung von Sumach (Schmad) und nachherigem Abbürsten mit schwacher Eisenvitriollösung; grünliches Grau durch Zusetzen von Gelbbolz und Blauholz, auch Gelbbolz und Indigoearmin zu der Schmad-Abtuchung. Die Anilinfarben lassen sich sämtlich durch einfaches Aufbürsten ihrer Lösungen auf den Handschuh befestigen. Statt der Bürste kann man auch einen Schwamm benutzen. Sollen die Nähte der Handschuhe weiß bleiben, so überstreicht man dieselben mit Mehlkleister, in welchem etwas Fett vertheilt ist. Beim Färben selbst schützt man die Hände vor dem Besetzen durch die Farbbrühen, indem man sie in mit Brocveröl abgeriebene Handschuhe steckt. Die aufgeführten Farbhöcker und Farben sind in jeder Droguenhandlung zu haben.

Auflösung des Buchstaben-Räthfels Nr. I und II, Seite 68.

I.				II.				
A	H	A	B	I	S	L	A	M
A	E	R	A	S	K	A	L	A
L	E	A	R	L	A	K	A	I
E	R	S	T	A	L	A	U	N
				M	A	I	N	Z

Räthsel.

Als mächt'ger Elemente Kind
Streb' ich zur Höh' empor,
Doch unterthan bin ich dem Wind,
Der schreibt den Weg mir vor.

Die größten Reisen mache ich,
Zieh' über Land und Meer,
Wie eine Schlange krümm' ich mich
Und walle hin und her.

In jedem Haus bin ich zu Haus
Zu Hitze und zu Kälte,
Doch treibt man oftmals mich hinaus
Als unverschämten Gast.

Wie viel Lederbissen, gut und zart,
Hab' ich schon präparirt,
Wie sie kein Menich auf solche Art
Hat jemals fabricirt.

Jedoch in meinem Atelier
Ist nicht die reinste Luft,
Da thun Dir Aug' und Lungen weh
Vom penetranten Duft.

Wenn aber ich als Künstler dir
Von Fleis'ch und Blut erziehe,
Da zögst Du tief den Hut vor mir
Mit ehrfurchtsvoller Miene.

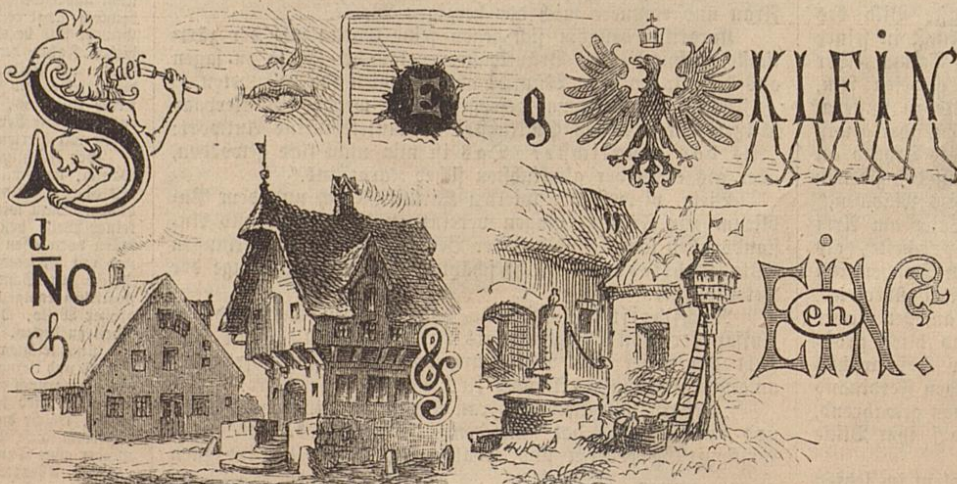
W. Th.

Correspondenz.

Afra H. in T. Die „renommierten indischen Extrakte“ von E. Bändeler in Berlin sind uns nicht bekannt geworden.

Mehreren Abonnentinnen. Das Recept zur Bereitung des Reichenauer Zwieback's ist folgendes: Acht ganze Eier werden mit 1 Pfd. feingebiettem Zucker langsam und gleichmäßig $\frac{1}{2}$ Stunden lang gerührt, bis die Masse blasen wirt und anfängt dicklich zu werden. Dann kommt 1 Pfd. feines weißes Mehl und etwas Anis dazu, jedoch darf der Teig, sobald das Mehl einmal darunter gemengt ist, nicht mehr gerührt und muß das Mehl auch gestiebt werden. Eine eiserne Platte wird nun mit Wachs bestrichen und der Teig derartig aufgeschüttet, daß er auf der Platte zwei

Rebus.



zu den Plattvorrichtungen sind eigentlich noch die Tollmaschinen zu rechnen. Wir haben eine größere Tollmaschine auf Seite 19 des Jahrgangs 1869, eine kleinere, amerikanische im vergangenen Jahre auf Seite 114 abgebildet und erläutert, und glauben uns mit diesem Hinweis begnügen zu müssen.

Wir können das Kapitel der Plattvorrichtungen nicht verlassen, ohne der Appretirmaschinen (Nr. 2) zu gedenken, welche sonst nur in Fabriken (Färbereien, Bleichereien etc.) gebräuchlich, neuerdings auch in kleineren Formen für den häuslichen Gebrauch hergestellt worden sind. Wir haben dieselben auf der Wiener Weltausstellung in Thätigkeit; ausgefertigt waren sie von F. Decandun & Co. (Paris, rue de Montreuil 77). Die Appretirmaschine erweist vollkommen die Feingebilde und für viele Fälle, das heißt bei nicht salzigen Wäschegegenständen, Gardinen, Leibwäsche, Wandern etc. das Bügeln. Ebenso kann man auf dieser Maschine wollene und seidene Stoffe appretiren, so daß sie wieder wie neu erscheinen. Wir geben eine Abbildung der Maschine. Die Wäsche geht zwischen der mit Tuch überzogenen ersten Walze und einer polirten Metallplatte hindurch, wird also ganz gleichmäßig und dabei sehr schnell geglättet. Die Maschine ist für Heizung mit Kohlen, Holz oder auch für Gas eingerichtet, sie wird durch Treten in Bewegung gesetzt und arbeitet sehr ruhig, sicher und schnell. Diese Maschinen werden

beiläufig dreifingerbide Streifen bildet, zwischen denen ein gehöriger Zwischenraum sein muß, damit der Teig nicht auseinander fliehe. Die Rollen zum Baden des Zwieback's muß gut, aber nicht übermäßig geheizt werden. Hat das Gebäck einmal eine schöne hellbraune Färbung angenommen und fühlt sich daselbst steif und fest an, so ist es fertig. Wenn es gekühlt ist, wird es gestrichen und zum Baden nochmals in die Rollen gegeben. Diesmal wird aber die eiserne Platte nicht bestrichen. Gebäck hält sich dieser Zwieback Wochen lang und dient zum Thee, zur Choccolade u. s. w. als angenehmes Gebäck.

L. W. Wien. Gut, aber noch nicht gut genug.

M. A. in T. Formell gewandt, aber zu oft dagewesen.

Wojlawa. Gestatten Sie uns, Ihren Versen zu misstrauen; Sie sind viel jünger und durchaus nicht so unglücklich, wie jene Sie machen wollen.

Freundin des Bazar in Gernowis. Wir würden einer so wohlwollenden Abonnentin am liebsten sofort die bereitete und beste Auskunft geben, aber das Thema „Zimmererichtung“ ist eins der schwierigsten. Der Raum, die Mittel, die persönlichen kleinen Neigungen der Bewohnerinnen sprechen gewichtig mit. Dennoch wollen wir bei nächster Gelegenheit versuchen, über Zimmererichtung Neues und Zweckmäßiges zu sagen. Unterdessen werden Sie sich freilich längst eingerichtet haben. — „Une de moielle, quel que soit son age, n'est jamais tenue d'envoyer des cartes.“

Erster Versuch am Rhein. Wenn es ein weniger bedenkliches Waqstüm wäre, jemandem zum Verleihen zu ermuntern — Ihnen riefen wir gern ein Bravo! zu.

17jährige rumänische Braut. Schicken Sie ein!

M. Frhr. v. Z. geb. v. Z. in D. 39258 hat nicht gewonnen.

P. M. Sehr humorvoll, doch warum gereimt?

Fr. M. B. in C. Mit unermesslichem Danke für Ihre freundliche Mittheilung eines „bewährten Mittels gegen starke Nöthe der Nase“ setzen wir daselbst hierher. Wir werden uns freuen, wenn das im Uebrigen sehr harmlose Mittel in vorkommenden Fällen bei einem oder dem anderen Bazarleser von Erfolg begleitet ist, können aber nicht verschweigen, daß wir in seine Wirksamkeit schon aus dem Grunde Zweifel setzen, weil die Ursache des genannten Uebels sehr verschieden sein kann, das Uebel selbst häufig durch äußere Mittel allein nicht fortzuschaffen ist. Ihr Recept lautet: „Man nehme 3 Loth Weizenkleie, 6 Quentchen Käsepappelblätter (Blätter der wilden Malve, malva silvestris), löse beides mit der hinreichenden Menge Wassers eine halbe Stunde hindurch, bis ein Pflanzflüssigkeit übrig bleibt, löse in der durchgeseihten und erkalteten Flüssigkeit 2 Quentchen Salmiak auf und gebe noch 1 Loth Benzoeintinctur hinzu.“ Sie vergessen die Gebrauchsanweisung hinzuzufügen; wir geben wohl nicht irren, wenn dieselbe dahin lautet, daß der leidende Theil täglich ein mal mit der (vorher umgeschüttelten) Flüssigkeit bestrichen werden soll. — Ein Buch, handelnd über die Anfertigung von Federblumen und verstreuten Spigen ist uns nicht bekannt; vielleicht kennt eine unserer Leserinnen ein solches.

A. W. S. Eine „Eau fontaine de Jouvence“ ist uns noch nicht zu Händen gekommen.

Elfriede aus Potsdam. Was „sein“ heißen soll, muß schon heißen können und schon ist, was gefallt. Danach mögen Sie den Gebrauch oder Nichtgebrauch des Gesichtspuders (Reismehl ist der einfachste und unschärfste) bemessen.

C. W. F. Man köstet den Kaffee in Oesterreich nicht so dunkel, als dies zum Nachtheil des Kaffegetränkes leider in Norddeutschland geschieht. Ferner hütet man sich dort, den Kaffee zu kochen, er wird vielmehr nur gebrüht, und dann können wir als größtes Geheimniß der Wiener nicht verschweigen, daß dieselben nämlich nicht nur gute Kaffeeforten, sondern auch mehr Kaffee und weniger Wasser zu nehmen pflegen, als wir. Als Kaffeemaschine ist die sich mehr und mehr auch bei uns einführende Wiener Kaffeemaschine zu empfehlen, welche Sie in jedem größeren Magazin hauswirthschaftlicher Geräthe vorfinden. Selbst das Kaffeeturrogat, dessen man sich vielfach in Oesterreich bedient, der Feigenkaffee, gibt, discreet dem Kaffee zugelegt, immer noch einen besseren Geschmack, als Cichorie.

Auguste. 1. Gebrauchen Sie gestofft ein der von uns vorgeschlagene Mittel, schädlich wird es auf keinen Fall sein. 2. Eine weiße Hand schminke, in der Apotheke bereitet.

Schweizerin in Glogau. Sowohl das Scheibler'sche Mundwasser (essigsaure Thonerde) als übermanganäures Kali, nehmen, zum Mundspülwasser zugelegt, fast augenblicklich den durch cariose Zähne verursachten Geruch fort.

Landmännin in Wien. Die Fingfarbe duldet das Herausbringen der Kaffeeflecke nicht.

Schwarze Tulpe aus Bukarest. Gefärbte (rothe) Obfflecke sind durch dünne Eau de Javelle, Chlorwasser oder wässrige schweflige Säure schnell und leicht fortzuschaffen; gerne setzen wir auch Ihren freundlichen Rath her, dieselben durch Einweichen in feischer Milch während einiger Stunden und darauffolgendem Ausreiben fortzuschaffen.

Sparame Hausfrau. Man kann allerdings todtes Haar wieder auffärben, demselben aber genau die ursprüngliche Nuance der Farbe wiederzugeben, dürfte, wenn nicht unmöglich, so doch sehr schwierig sein. Vor allem gehörte dazu ein Muster des Haares in seiner ursprünglichen Farbe. — Wenn sich Ihnen das Mittel, gebrühten Sammet durch Abreiben mit einer frisch angeschnittnen Zwiebel nicht bewahrt hat, so können wir dem nur entgegen halten, daß uns dies Verfahren von Seiten einer anderen Anwar-Merlin mit dem ausdrücklichen Bemerten, daß es wiederholt praktisch erprobt ist, empfohlen wurde.

A. Sbf. Als ungeschädliche weiße Handschminke mögen Sie eine Mischung aus gleichen Theilen Chlorwismuth und feinstem Talkpulver, durch einen kleinen Zusatz von Carmin oder Ocker leicht fleischfarben gefärbt, gebrauchen. Diese Mischung kann jeder Apotheker bereiten. Statt des Chlorwismuth kann auch das ebenso ungeschädliche Zinnoxid genommen werden.

Herbstaster in L. Saararzt Dr. Pinus, Berlin, Potsdamerstr. 2. — Die fraglichen Gebisse sind uns nicht bekannt.

Hildegard. Wien. Wir glauben, daß Ihre Vermuthung, der starke Haarausfall sei eine Folge des zu festen Einwickelns des Haares, richtig ist. Zunächst vermeiden Sie die wahrscheintliche Ursache, sowie den Gebrauch aller öffentlich angekauften Geheimmittel gegen Haarausfall, und suchen durch öfteres Waschen der Kopfhaut mit Eigelb und Vorzugslösung die Schuppenbildung fortzuschaffen.

Bertha von W. in B. Dergleichen Hautbläschen sind häufig lästige Begleiter während der Jahre der Entwicklung, die ebenso rasch verschwinden, wie sie vorher mit Hartnäckigkeit allen äußeren Mitteln Trotz bieten. Durch eine milde, reizlose Diät werden Sie mehr, als durch äußere Mittel erreichen.

Junge Eisäferin. Das Mittel „Auroole“ ist höchst wahrscheinlich identisch mit dem Eau d'orate; letzteres besteht aus verdünntem Wasserstoffsuperoxyd und ist unschädlich.

Gebirgsrose in Fr. Besuchen Sie allwöchentlich ein bis zwei Mal die Jahrsrose durch Pufen mit einem Pulver aus 1 Theil Chloralkali und 10 Theilen Schlemmkreide zu bestehen; wenn der Erfolg ausbleibt, so kann nur der Jahrsrost durch eine gründliche Reinigung Hilfe schaffen.

Drei alte Eh. Das einfachste Mittel für spröde Hände bleibt Cold-cream. Die vergoldeten Rahmen befreit man durch Abwaschen mit einem Wulst von Quillaha oder Seifenwurzeln vom Fliegenstaub. Frost in den Händen wird durch die von uns oft empfohlenen Einbüllungen in heißem Tischerlein bekämpft.

Fr. W. M. Gypsfiguren ertheilt man einen neuen Anstrich am besten auf die Art, daß man guten, gebrannten Gyps in Milch zu einer Farbe von der Consistenz der zum Anstrich der Wände etc. gebräuchlichen Leimfarben anrührt. Hiermit bestricht man, möglichst dünn, die Figuren; je nach Bediirniß, zwei bis drei Mal.

M. G. Die Behandlung der Fußboden ist ausführlich auf Seite 116, Jahrgang 1872 des Bazar beschrieben worden.

A. S. in A. Sie beschreiben eine Nagelkrankheit, welche in ihren Ursachen zu ergründen und zu beseitigen Sache des Arztes ist.

K. in M. Die Zusammenziehung des fraglichen Mittels ist nur dem Fabrikanten bekannt; im Uebrigen ist es unschädlich.

Dankbare junge Frau in B. Die Bandoline aus Quittenlamen bereiten Sie durch Uebergießen und Stehenlassen derselben mit kaltem Wasser; den durchgeseihten Quittenfleisch machen Sie durch Zusatz von ein wenig Kampferspiritus haltbar.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen. Da der Bazar vierteljährlich, wie bekannt, nur 12 Mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Die Expedition des Bazar.